<36604520700015

<36604520700015

Bayer. Staatsbibliothek

P. o. germ. 1082 qt Ploennies

S. 295 + 296 fehlen
Gl. 8. 5. 92

Gedichte

von

Louise von Ploennies.

Darmstadt,
Druck und Verlag von Carl Wilhelm Leske.

1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung.

Die Liebe ist der Frauen Poesie,
Ist das Mysterium ihres tiefsten Lebens,
Der Grundton ihrer Seelenharmonie,
Die höchste Blüthe ihres Erdenstrebens.
Aus ihrer Lieb' blüht ihre Poesie,
Und die nicht liebte, lebte hier vergebens.
Nur von der Liebe Poesie durchdrungen,
Hat Sappho einst den Lorbeerkranz errungen.

Ja, Liebe ist der Frauen Poesie;
D'rum pfleget still die hohe Wunderpflanze,
Mit reinstem Thau der Thränen tränket sie,
Sonnt sie an eures Auges mildem Glanze.
O! dreimal glücklich! wem in Harmonie
Die Blüthen all' erschließen sich zum Kranze, —
Wem Töne, die schon einzeln göttlich klingen,
Sich zum Akkord vermählen und verschlingen.

O Kindesliebe! Friedenspoesie!
Du erste Blüthe an dem Liebesstengel,
Du erster Ton der Liebesmelodie,
Den in die Brust des Kindes singt ein Engel.
O! du erklingst in reiner Harmonie,
Noch unberührt vom Mißklang uns'rer Män-
gel,
Und darfst getrost dich auf zum Chore schwin-
gen,
Den Kinder an dem Thron des Vaters
singen.

O! Liebe, Liebe! höchste Poesie!
Du Wunderkelch, dem alle andern blassen.
O Jubelklang der höchsten Harmonie!
D'rin Erd' und Himmel trunken sich umfassen;
Das Herz, d'rin du erklangst, vergißt dich nie, —
Ob du auch lang den Tempel schon verlassen:
Wie an dem Ort, den Engel einst betreten,
In später Zeit noch fromm die Pilger beten.

O Mutterliebe! heil'ge Poesie!
Am Erdenstengel lichte Himmelsblüthe,
Mit reinen Händen formt ein Engel sie
Aus jenem Wunderkelch, der rasch verglühte.
Zur Lilie verklärt in Harmonie,
Entsteigt sie dann dem weiblichen Gemüthe,
Und freudejauchzend tragen Gottes Engel
Beim höchsten Fest der Liebe Lilienstengel.

O Heimathliebe! Siegespoesie!
D'ran sich begeistert unser Herz berauschet;
Du Erden-Echo jener Symphonie,
Die durch der Heimath Sternenhallen rauschet.
Ob schwach der Ton, den mir ein Gott ver-
lieh,
Sei er doch nie mit eitlem Klang vertauschet;
D'rum hell und rein sollst du, mein Lied,
erklingen,
Wenn stark und tief die Barden Hymnen
singen.

Inhalt.

Liebe.

	Seite
Frauenliebe	3
Die Blume sehnt sich ꝛc.	4
Dein Bild	5
Zwei Bäume	6
Warum schlägt so laut mein Herz?	8
Die Jungfrau und die Blumen	10
Ihr lieben Blumen	12
Du fragst, ob in der blauen Ferne ꝛc.	13
Der goldne Stern	14
Der Blick der Liebe	15
Wo weilest du?	17
Du bist nun ganz mein eigen	19
Ich sprach: Was ist's ꝛc.	21
Ich saß zu seinen Füßen	22
Die Welle	25
Sonette 1	33
„ 2	34
„ 3	35
„ 4	36
„ 5	37

Seite
Sonette 6 38
" 7 39
" 8 40

Romanzen, Poetische Erzählungen, Sagen und Legenden.

Elisa Mercoeur, Frankreichs verhungerte Dichterin 43
Die Wallfahrt 45
Glas 55
Der Dichter und sein Kind 64
Der verbannte Pole 66
Der Verirrte in den Prairieen von Jacinto . . . 69
Das Corsarenkind 83
Der Auswanderer 90
Trauerweide 98
Kreuzschnäbel 100
Die Legende vom heiligen Rupert 102
Kloster „Noth Gottes" bei Geisenheim 109
Das Marienbild zu Dieburg 112

Reisebilder.

Charfreitag im Mainzer Dom 119
An den Rhein 120
Hermann de Ruyter 123
Das Schiff und die Jungfrau „Lydia Susanna" zu Rotterdam 128
Bäume 131
An der Nordsee in Scheveningen 134

Seite

Die Fischerknaben 137
Leyden 138
Amsterdam 153
Der Anker 156
Holland 159
Die Kathedrale zu Antwerpen 163
Die Sterne von Antwerpen 166
Quintin Messys, der Schmied von Antwerpen . . 169
Egmont 172
Gent 176
Der Schmied von Lüttich 178
Gretry's Vermächtniß 180
Auf der Eisenbahn 182
Der Verstorbene und der Lebendige 183

Vermischte Gedichte.

An die See 187
Phantasie 196
Sehnsucht 198
Die Tanne 199
Flachs 201
Poesie 203
Der sterbende Schiffer 205
Im Wald im Frühling 207
In der Sterne sanftem Scheine rc. 209
Mein Lied 210
In der Kindheit 211
Was ist Poesie? 212
An die Sterne 217
Tinctura thebaica 219

Seite
Gesang 222
Die Träume der Erde 224
Jugendsehnsucht 227
Ständchen 229
Schiffers Abschied 231
An *** 233
Die Abendglocken 235
Muschel und Rose 236
Die Nachtigall 238
Flügel 239
Wiegenlied 241
Die beiden Rosen 243
O um die Todten weinet nicht 245
Die beiden Lilien 246
Wolken 248
Der Vogel 249
Funken, Perlen 251
Der Hof der Blumen 253
Am Rhein 256
Zwei Ströme 258
Er hat aus seiner hohlen Hand ꝛc. 260
Sprüche 261
An Anastasius Grün 262
Göthe's letzte Worte 264
Bettina's Kindheit 265
Die Gewitternacht auf der Linde 268
Erinnerung an Ida. Todes-Ahnung 273
An ihrem Sarge 276
Ihr Grab 277
Ich bin der Seidenwurm 279
Schmerz 280

	Seite
Auf zu des Lichtes unendlicher Quelle	281
Lebewohl	282
Schwermuth	284
Am Grabe	285
Der Silberblick	288
Ludwig Uhland	291
Friedrich Rückert	293
Justinus Kerner	294
August, Graf von Platen	295
Ferdinand Freiligrath	296
Georg Herwegh	297
Erinnerung an meinen Vater	298

Liebe.

Frauenliebe.

Frauenliebe ist die Quell' im Thale,
Die, ob Eis sie noch so fest umschließt,
Bei dem ersten warmen Sonnenstrahle
Wieder reicher wallend, sich ergießt.

Frauenlieb' ist gleich dem Rosenstrauche,
Ob ihm Nord und Sturm die Blüthen raubt,
Bei dem ersten warmen Frühlingshauche
Hebt, auf's neu erblühend, er das Haupt.

Frauenlieb' ist gleich dem Abendsterne,
Scheint vergebens er auch tausendmal,
Ruhig harrt er in der blauen Ferne,
Bis ein liebend Aug' erkennt den Strahl.

Frauenliebe ist die Philomele,
Die verwundet auch im Käfich singt;
Frauenliebe ist die Frauenseele,
Die unsterblich über's Grab sich schwingt.

Die Blume sehnt sich ꝛc.

Die Blume sehnt sich nach des Lichtes Segen,
Es sehnt die glüh'nde Flur sich nach dem Regen,
Der Morgen sehnt sich nach der goldnen Sonne,
Der Abend sehnt sich nach der Ruhe Wonne,
Es sehnt die Nacht sich nach dem Glanz der Sterne,
Der Wandrer nach der Heimath in der Ferne,
Das Waisenkind nach seiner Mutter Brust,
Der arme Kranke nach des Himmels Lust,
Die stumme Harfe nach des Lieds Akkorden:
So sehn' ich mich nach deinen Liebesworten;
Sie sind für mich des Lichtes Himmelssegen,
Mein Herz erquickend, wie die Flur der Regen;
Sie sind für meiner Liebe Morgen Sonne,
Für meine Unruh' süßer Ruhe Wonne,
Für meine Nacht der sanfte Glanz der Sterne,
Heimath, für meine Sehnsucht in die Ferne,
Für mein verwaistes Herz der Mutter Brust,
Für meiner Seele Leid des Himmels Lust,
Für meines Herzens Saiten Harmonie,
Ertöne drum, o Liebesmelodie!

Dein Bild.

In's Allerheiligste von meinem Herzen,
Hab' ich dein Bild gerettet vor der Welt;
Dort hab' ich es in wunderseel'gen Schmerzen,
Umweht von süßen Schauern, aufgestellt;
Dort brennen hell der Liebe ew'ge Kerzen,
D'ran jeder meiner Tage sich erhellt,
Und meiner Sehnsucht Thränen, klar und rein,
Erglänzen drauf statt Perl' und Edelstein.

Und die Gedanken meiner Seele fliehen,
Wie Pilger, die zum Gnadenbilde ziehen,
In heißer Sehnsucht hin zum heil'gen Ort;
Und wie die Pilger betend niederknieen,
So rasten sie in stillem Glauben dort,
Und stammeln in Entzückung leises Wort.

In diesem Heiligthume wirst du leben,
So lang den schwachen Bau die Erde trägt;
Und sinkt auch bald der Tempel ein mit Beben,
Weil die Zerstörung dran die Hand gelegt,
So wird dein Bild empor zum Himmel schweben,
Mit meinem Geist, der sanft die Flügel schlägt,
Und der, befreit, in einer schöner'n Welt
Sich einen Tempel sucht, der ewig hält.

Zwei Bäume.

Zwei Bäume hab' ich einst im Wald gesehn,
Die wollten sich einander nahe stehn.
Sie schau'n sich an voll Sehnsucht, möchten gern
Sich fest umschlingen; doch sie stehn zu fern,
Denn andrer Grund ist Jedem angewiesen,
Darin des Lebens starke Wurzeln sprießen.
So neigt sich Jeder still zum Andern hin,
Der Eine scheint den Andern anzuzieh'n,
Bis es zuletzt gelingt den schlanken Zweigen,
Sich in den Kronen liebend zu erreichen.
Wie sie die Aeste in einander flechten,
Sind sie beschirmt von liebevollen Mächten;
In blauen Lüften, wo die Wolken jagen,
Da dürfen sie sich ihre Sehnsucht klagen.
Sie dürfen Blüth' um Blüthe selig tauschen,
An ihren Düften wonnig sich berauschen.
Sie stehn, vom Licht des Abendroths umglüht,
Gleich wie von tausend Rosen überblüht;
Verklärend weben aus der Himmelsferne
Ihr heilig Licht darum die ew'gen Sterne.

So möcht' ich mich mit dir zur Höhe schwingen,
Mit tausend Liebesarmen dich umschlingen,

Mit meines Herzens innigsten Gedanken
Dich unauflöslich fassen und umranken.
So möcht' ich deinem höchsten Leben lauschen,
So möcht' ich Seel' um Seele mit dir tauschen,
Hoch über'm düstern Nebelreich der Erden,
Im Himmelblau mit dir vereinigt werden,
Wo keines Menschen Augen auf uns sehn,
Wo nur die Sterne auf und niedergehn.

Warum schlägt so laut mein Herz?

Warum schlägt so laut mein Herz?
Ist es Wonne, ist es Schmerz?
Es ist Glück und Schmerz zugleich,
Ach, ein Glück so schmerzenreich,
Ach, ein Schmerz so reich an Glück,
Daß ich nie ihn geb' zurück.
Schlage, schlage drum, mein Herz!
Trage, trage deinen Schmerz.

Jedem Glück auf dieser Welt
Ist sein Schmerz auch zugesellt;
Beide lassen nie sich los,
Werden mit einander groß.
Darum birgt die höchste Lust
Tiefsten Schmerz in ihrer Brust.
Schlage, schlage drum, mein Herz!
Trage, trage deinen Schmerz.

Liebesglück ist sel'ger Schmerz,
Liebesschmerz ist Glück für's Herz.
Fern, ach, fern floh Liebesglück,
Liebesschmerz nur blieb zurück!

Doch im Schmerz noch liebt die Brust
Des entschwund'nen Glückes Lust.
Schlage, schlage drum, mein Herz!
Trage, trage deinen Schmerz!

Die Jungfrau und die Blumen.

Ich sah ihn bei den Blumen steh'n,
Sah freundlich ihn mit ihnen kosen;
Die Lilien, Veilchen, Nelken, Rosen,
Sie schienen all' ihn zu versteh'n.
Ich sah ihr Haupt die Rose neigen,
Als warm sein Blick auf ihr geruht,
Und auf der Lilie Wang', der bleichen,
Gewahrt' ich eine zarte Glut.
Und als er nun hinweg gegangen,
Da trat ich zu den Blumen hin,
Noch schien der Rose Purpurwangen
Ein höh'rer Schimmer zu umzieh'n.
Durch alle Blumen zog ein Beben,
Sie flüsterten mit leisem Hauch,
Sogar das Veilchen mußte heben
Sein schüchtern Haupt aus grünem Strauch.
Hin zu der Rose trat ich leise,
Und sprach zu ihr mit sanftem Ton:
„Was sagt' er denn zu deinem Preise?" —
„„Er sprach: Du bist der Schönheit Kron'!""
Da dacht' ich still in mich hinein:
„Ich möchte wohl die Rose sein!"

„Und was sagt' er zu deinem Preise?"
(Fragt' ich die Lilie) „sprich einmal!"
Und sanft erbebend sprach sie leise:
„„Erröthe in der Liebe Strahl!""
Da dacht' ich still in mich hinein:
„Ich möchte diese Lilie sein!"

„Er sprach wohl nichts zu Deinem Preise?"
(Fragt' ich das Veilchen, halb im Schmerz.)
Sich tiefer neigend, sprach es leise:
„„Ein Veilchen drückt er an sein Herz.""
Da dacht' ich still in mich hinein:
„Ach, dürft' ich doch das Veilchen sein!"

Ihr lieben Blumen.

Ihr lieben Blumen, könnt ihr mir nicht sagen,
Was euch so wunderbar verwandelt hat?
Ihr konntet gestern kaum das Köpfchen tragen,
Ihr senktet es so thränenschwer und matt.

Du blauer Himmel, kannst du mir nicht sagen,
Warum so leuchtend du mit einemmal?
Hast gestern Nebelschleier noch getragen,
Und nun so plötzlich lauter Glanz und Strahl?

Du klare Welle, kannst du mir nicht sagen,
Warum auf einmal du so spiegelhell?
Du hast ja gestern noch so wild geschlagen,
Was hat dich so beschwichtigt, klare Well'?

Mein freudig Herz, und kannst du mir nicht sagen,
Was dich so selig macht in meiner Brust?
Du warst ja gestern noch voll Angst und Zagen,
Und heut erfüllt dich wunderbare Lust?

Ich weiß es wohl, und muß doch immer fragen,
Die Antwort klingt so süß und wonniglich;
Du Herz allein kannst mir die Antwort sagen,
O juble laut: Er liebt, er liebet mich!

Du fragst, ob in der blauen Ferne.

Er sprach: Du fragst, ob in der blauen Ferne
Ein jeder Stern von Seelen sei belebt?
Ein schöner Glaube, d'ran ich glauben lerne,
Wenn sich mein Blick zu deinen Augen hebt.
Wenn sie mir strahlen, seelenvolle Sterne,
Fühl' ich vom Glauben innig mich durchbebt,
Und sauge ein die sel'ge Hoffnung gerne,
Daß einst die Seel' zu ew'gen Sternen schwebt.
Denn alle Seligkeiten, die dort tagen,
Ahn' ich in deiner Augensterne Strahlen,
Die mir zur Sternenseligkeit Vertrauen
Auf lichten Flügeln in die Seele tragen,
Wenn sie des Himmels Seligkeit mir malen,
So glaub' ich fest an die auf Sternenauen.

Der goldne Stern.

Der goldne Stern in meinen dunklen Nächten,
Bist Du!
Der Trost, mir zugesandt von Liebesmächten,
Bist Du!
Der Morgensaum von allen meinen Träumen,
Bist Du!
Die Liebesblüth' an meinen Lebensbäumen,
Bist Du!
Der Hoffnungsanker auf empörten Wogen,
Bist Du!
In Nacht und Grau'n der lichte Regenbogen,
Bist Du!
Die Rettungsspur auf einer öden Küste,
Bist Du!
Oase grün in einer weiten Wüste,
Bist Du!
Der Quell, an dem ich meine Hoffnung tränke,
Bist Du!
Die Well', in die ich all mein Leid versenke,
Bist Du!
Der letzte Strahl, eh' sich mein Auge schließet,
Bist Du!
Das Morgenroth, das einst mich droben grüßet,
Bist Du!

Der Blick der Liebe.

Es sprach der Freund: „Wie ist der Blick der Liebe
Doch wunderbar!
Er strahlt, und alles, was sonst dunkel bliebe,
Wird licht und klar.“
„„Er ist ein Stern, der, wenn die Wogen schwellen,
Vom Sturm bewegt,
Auf Strahlenflügeln nieder zu den Wellen
Den Frieden trägt.““
„Ein Taucher ist er, der zur tiefsten Tiefe
Des Herzens dringt,
Und was sonst ewig unentdeckt dort schliefe,
Zum Lichte bringt.
Denn wie zuweilen auf dem Meer, dem blauen,
Die Flut so hell,
Daß bis zum Grund der Steuermann kann schauen
Der klaren Well',
So daß mit Staunen Muschel und Corallen
Und Perl' und Gold,
Er schimmern sieht in den krystall'nen Hallen,
So wunderhold:
So hell und heller unter meinem Auge,
Wird dein's zur Stund',
Daß wonneselig ich hernieder tauche,
Zum Herzensgrund.“

„„Doch hast du mir, Geliebter, nie vertrauet,
Was du entdeckt,
Hat dich, als du so tief hinabgeschauet,
Etwas erschreckt?““ —
Er sprach: Wohl selig ist mein Blick erschrocken
Ob seinem Glück,
Und eine Perle will ihn ewig locken
Zum Grund zurück.
O! keine ruht im tiefen Meeresschoose
So rein, so licht,
Ihr schönster Reiz ist dieses Ahnungslose —
Drum frage nicht!“

Wo weilest du?

Wo weilest du? — Die Stunde hat geschlagen,
Die liebe Stunde, die dich sonst mir bringt;
Die Luft hat mir die Klänge zugetragen,
Von heißer Sehnsucht ist mein Herz beschwingt.

Der Abendstern scheint zitternd durch die Zweige,
Das rosig schimmernde Gewölk verglomm,
In heil'ger Ruhe tritt der Mond, der bleiche,
Aus weißen Schleiern dort — o komm! o komm!

Mit mir scheint alles deinem Schritt zu lauschen,
Kein Athem bebt, als meiner nur allein;
Die Welle hör' ich deinen Namen rauschen,
Und leise flüstert ihn das Blatt im Hain.

Wo weilest du? — Die holden Blumen nicken
In süßen Träumen unter meinem Fuß,
Wo weilest du? Die hellen Sterne blicken
Mich an mit stillem, mitleidsvollem Gruß.

Ihr lieben Blumen, kann euch Sehnsucht rühren,
Schickt eure Düfte ihm als Boten schnell!
Sterne! schickt Strahlen aus, ihn herzuführen
Zur grünumrankten, wohlbekannten Stell'.

Ihr blickt so kalt! nie fühlt ihr Glück und Schmerzen,
Was frommt euch, Sterne, die Unsterblichkeit? —
Ein einz'ger Augenblick an seinem Herzen
Wiegt ein Jahrtausend auf an Seligkeit.

Du bist nun ganz mein eigen.

Du bist nun ganz mein eigen
In enger, strenger Haft;
So trage nun die Zeichen
Ew'ger Gefangenschaft.

Den Ring, von ächtem Golde,
Am Finger schlank und fein;
So ächt, du süße Holde,
Soll meine Liebe sein.

Die Thräne, die vergossen
Dein Auge klar und rein,
Hält dieser Ring umschlossen,
Als lichten Edelstein.

Fest um die Hand, die schlanke,
Leg' ich das goldne Band;
So hat sich mein Gedanke
Dir ewig zugewandt.

Es hängt ein goldnes Herze
Am goldnen Bande hier;
So hängt schon lang mein Herze,
Geliebte Maid, an dir!

Es birgt das Herz im Schooße
Manch blondes Haar von mir,
Das flatterte einst lose
Um Stirn und Schläfe mir.

Aus hundert leichten Ringen
Wob eine Locke sich,
So alle Wünsche schlingen
Vereinigt sich um dich.

Ich sprach: Was ist's ꝛc.

Ich sprach: Was ist's, das oft mich in der Freude
Mit Schmerz erregt?
So daß ich zweifle, ob in Lust, in Leide
Mein Herze schlägt? —
Ist unzertrennlich denn die Lust verbunden
Mit tiefem Leid?
Daß nur vereint die beiden man gefunden
Zu jeder Zeit?
Da sprach der Freund: Wenn höchste Lebenswonne
Die Nacht erhellt,
So ist sie Abglanz nur von jener Sonne
Der bessern Welt.
Drum, wenn ihr Strahl mit wunderbarem Walten
Den Geist berührt,
Strebt schmerzlich sich der Flügel zu entfalten,
Der heimwärts führt.

Ich saß zu seinen Füßen.

Ich saß zu seinen Füßen am abendlichen Strand,
Er legt' in sanftem Schweigen mir auf das Haupt die Hand;
Der Sonne Rosenschimmer lag auf dem klaren Rhein,
Und wundersüße Wehmuth zog uns in's Herz hinein.

Die Sonne neigte leise sich nieder zu der Flut,
Sie starb in Purpurflammen, ein Phönix in der Glut;
Da sprach's in meinem Herzen: o welch ein schöner Tod!
Mit freudiger Gewißheit auf's neue Morgenroth.

So wie sie dort versinket in voller Liebespracht,
Wie sie verklärt im Scheiden die laue Sommernacht:
So möcht' auch ich entschweben im höchsten Liebesglanz,
Im Rosenschmuck der Jugend, im grünen Myrtenkranz.

Im Westen hing mein Auge, dort glüht es wunderbar,
Dort war sie still versunken im Flutenreiche klar,
Und silberhell am Himmel, im bleichen Geisterschein,
Eröffnete dort Luna den lichten Sternenreih'n.

Und wieder dacht' ich leise: Als Sonne schlafen gehn,
Möcht' ich, und dann als Luna gleich wieder aufer-
stehn,
Mit geistig reinen Strahlen umschweben seinen Schmerz,
Und Himmelstrost ihm senken ins nachtumhüllte Herz.

Da flüstert' etwas leise in mir, wie Ahnungslaut:
Dort ward dein Wunsch gehöret, dich ruft der Tod als
Braut!
Und forschend blickt' ich aufwärts zur glanzverklärten
Fern',
Und sieh, vom Himmel nieder fiel hell herab ein
Stern.

Still zuckt' ich da zusammen in leisem Ahnungsschmerz;
Da sagte der Geliebte und zog mich an sein Herz:
Hast du den Stern gesehen, der dorten niederfiel?
Sieh, grad hatt' ich getrieben ein kindisch Liebesspiel.

In meiner Kindheit Tagen hört' ich erzählen oft,
Daß dann erfüllet werde, worauf wir heiß gehofft,
Wenn voll von diesem Wunsche man schau' zum Fir-
mament,
Und von dem Sternenkranze ein heller Stern sich trennt.

So hab' ich jetzt geblicket zum Stern der Lieb' empor,
Den ich vor allen liebe im ganzen Sternenchor;
Da ward mein Wunsch zur Bitte, daß dein geheimstes
Fleh'n,
O Mädchen meiner Liebe, mög' in Erfüllung gehn!

Da sank ich leise weinend an des Geliebten Brust,
Es zog durch meine Seele so schaurig süße Lust;
Die Nacht war kühl gesunken, und wob sich um den Rhein,
Und geisterhaft sah Luna mit ihren Sternen drein.

Die Welle.

Still, in majestät'scher Ruhe, lag der schöne, breite Rhein,
Millionen Silbersterne strahlten ihren Glanz hinein;
Schimmernd wunderbare Streifen warf darauf des Mondes Glanz,
Daß die helle Stromeswelle schien ein flüß'ger Sternentanz.

An dem Ufer saß die Jungfrau, ihre Augen, thränenhell,
Blickten sehnsuchtsvoll und liebend nieder in die klare Well'!
Und sie sprach mit sanften Tönen: Warum stets an diesem Ort
Lockt das Sehnen mir die Thränen in das Auge fort und fort?

Nieder zu den Wellen senkte schwermuthsvoll sie da ihr Haupt,
Gleich als suche sie den Frieden, der dem Herzen ward geraubt;
Und dem Blick entglitt die Thräne, leuchtend in des Mondes Schein,
Klar und helle in die Welle fiel sie sehnsuchtsheiß hinein.

Als die Well' der Jungfrau Thräne glühen fühlt' in ihrem Schoos,
Rang sie leise von den Schwestern sich in sanften Schauern los,
Hob, vom Mondenlicht umflossen, in dem Strom sich alsobald,
Von dem klaren, wunderbaren, himmelblauen Kleid umwallt.

Und es flüsterte die Welle, wie in weichem, süßem Schmerz:
Deine Thräne sank, o Jungfrau, nicht vergebens an mein Herz;
Bebend hab' ich drin gelesen, was die Seele dir bewegt,
Auch die Wellen, Jungfrau! schwellen, von der Liebe Glut erregt.

Aus der Erde dunklem Schoose stieg ich einst zum Licht herauf,
Wallte ruhig mit den Schwestern unsre Bahn in klarem Lauf;
Heitres Morgenlicht verklärte meiner Kindheit hellen Traum,
Wie entzückte, wie beglückte mich der Abendröthe Saum!

O das war ein selig Leben, wenn dann niedersank die Nacht,
Alle Sterne uns begrüßten mit der hellen Liebespracht;

Wenn der Mond mit Silberfäden uns umschlang in
heil'ger Lust,
Wir, die Wellen, dann den hellen Himmel trugen in
der Brust!

Zog ich dann mit leisem Rauschen an dem blüh'nden
Ufer hin,
Hört' ich schallen durch die Zweige süße Liebesmelo-
die'n;
Wonnig küßte mit dem Flügel meine Fluth die Nach-
tigall,
Mit uns Wogen liebend zogen Duft und Luft und
Zauberschall.

Oft dann sehnt' ich aus dem Reiche meines Vaters
mich empor,
Um zu grüßen, um zu küssen jener Blumen holden
Flor;
Doch die Schwestern drängten weiter von den Blumen,
von der Au,
Und im Scheiden, ließ ich gleiten, meine Thränen drauf
als Thau.

Zögernd nur folgt' ich den Wellen, meine Sehnsucht
blieb zurück,
Und ich sang in leisen Tönen von der Blumen stillem
Glück;
Leichte Winde stimmten flüsternd in die sanfte Weise ein,
Hoch und prächtig rauschten mächtig stolze Eichenwälder
drein.

O das war ein herrlich Leben! wenn sich dann der Sturm erhob,
Um die krausen Wellenhaare mit dem wilden Flügel stob;
Wenn wir tanzten bei dem kühnen Brausen um das Felsenriff,
Reigen schlangen um die bangen Ruderknaben in dem Schiff!

Wenn der Morgen dann erwachte, der in stolzer Herrscherlust,
Warf den glüh'nden Purpurmantel um die jugendliche Brust,
Der mit freud'gen Feuerblicken nieder auf uns Wellen sah,
Bis wie Blüten wir erglühten, o wie selig war ich da!

Und ein Strahl, vor Allen glänzend, schwebte glühend stets um mich,
Wo ich wallte, neigt' er goldig über unserm Zuge sich;
Rief, wenn ich mich barg erröthend, tiefer in die kühle Fluth:
„Holde Welle! ich, der Helle, brenn' für dich in heißer Gluth.

„Willst du ewig vor mir fliehen in der Schwestern kaltem Zug?
„Will dich auf zum Himmel tragen in entzückend sel'gem Flug,
„Fliegst in meinem Feuerarme mit mir hin zum Himmelssaal,
„Laß umschlingen, laß durchdringen dich von meinem Liebesstrahl!"

Da erfaßte mich ein Sehnen und dem Strahl ergab ich mich;
Glühend zog mein ganzes Leben der Geliebte nun an sich,
Hob mich aus der Schwestern Mitte, trug beflügelt mich empor,
Bis ich duftig, bis ich luftig schwebte in der Wolken Chor.

Von des Himmels Wonne trunken, weint' ich Freudenthränen hell,
Mir vom Auge glühend küßte der geliebte Strahl sie schnell;
Und ein Bogen, reich und prächtig, war am Himmel aufgeblüht,
Wo sein Sehnen meine Thränen mit dem Liebeskuß durchglüht.

Siebenfarbig war der Bogen hoch und glänzend ausgespannt,
Drunter ich als Rosenwolke zog in des Geliebten Land.
Alle Wolken folgten glänzend unserm sel'gen Liebesflug;
Unerreichbar, unvergleichbar war wohl der Vermählungszug.

Still beglückt und wonneselig, in dem weiten Aethermeer
Schifft' ich mit dem goldnen Strahle her und hin und hin und her;
O das war ein lichtes Leben, voll von Glanz und hehrer Pracht,
Hold erblühen, goldverglühen sah mich jede Sommernacht.

Liebend blickt' ich oft hernieder auf der Schwestern raschen Zug,
Leichter noch schifft' ich als Wolke drüber hin im Windesflug;
Und wenn Abends mein Geliebter mich mit Rosenglanz geschmückt,
Zeigt' ich schimmernd, neigt' ich flimmernd mich den Schwestern hoch entzückt.

Da bewegte meine Wonne ihre Brust mit Neid und Groll,
Und sie klagten bei dem Vater, böser List und Tücke voll:
Duldest du, daß vor uns Allen so die Schwester sich erhebt,
Deinem Schoose, ihrem Loose, so voll Hoffart jetzt entstrebt?

Immer dumpfer, immer wilder durch den Strom ihr Zürnen klang,
Daß es oben in den Lüften mich mit Angst und Schreck durchdrang;
Und den Vater hört' ich rufen, mit der Stimme donnergleich:
„Ja, hernieder muß sie wieder in mein kühles Wellenreich!

Und er schüttelte die Locken, stand, vom Silberhaar umwallt,
In der wilden Wellen Mitte, eine riesige Gestalt;

Alle Wogen, furienartig, schüttelten die Mähnen hell,
Und sie rollten dumpf und grollten, und die Winde
schrien grell:

„Komm' hernieder, komm' hernieder in des Vaters Wel-
lenreich!
„Komm' hernieder, sonst erstürmen deinen Himmel wir
sogleich!"
Von dem Schrecken hing erblichen ich in des Geliebten
Arm,
Und es thürmte sich und stürmte näher schon der wilde
Schwarm.

Drohend ihre Wasserarme streckten meine Schwestern
aus,
Des Geliebten Arm entsank ich, da, erfaßt von Angst
und Graus,
Bleich und weinend sank ich nieder als ein Opfer ihrer
Wuth,
Wild und schäumend, racheträumend, faßte gierig mich
die Fluth.

Als mich also mein Geliebter sinken sah in Qual und
Pein,
Zuckten grimmig durch die Fluthen seines Auges Blitze
drein;
Doch die Wolken hüllten trauernd ein in Schleier sei-
nen Strahl,
Durch die dunkeln sah ich funkeln seinen Blick zum
letztenmal!

Und die Wellen rissen weiter mich im wilden Zuge fort,
Unaufhaltsam, unerbittlich, weilen sie an keinem Ort;
Ach! so kalt, so furchtbar schaurig scheint mir jetzt die Heimathsfluth,
Seit gelebet, seit geschwebet ich in seiner Strahlengluth.

Doch ergeben mit den Wellen zieh' ich hin die glatte Bahn,
Lieb' und Leben zu versenken in dem Weltenocean.
Wunderschön hab' ich geträumet, als mir Lieb' den Himmel gab;
Doch der Frieden ist beschieden nicht der Liebe, nur dem Grab.

Sonette.

Aus der ungedruckten Novelle Clementine.

1.

Als Fels im Meer seh' ich dich einsam ragen,
Den unruhvoll die Wellen rings umziehen,
Die an sein Herz bald angstvoll stürmisch fliehen,
Bald ihn umwogen mit der Sehnsucht Klagen.

Doch, ob bewegt an seine Brust sie schlagen,
Ob schwellend in der Liebe Melodieen,
Ob, sanft erfüllt von Sehnsuchtsharmonieen,
Sie ihre Perlen ihm zu Füßen tragen;

Der Fels bleibt unerschüttert, steinern immer,
Blickt starr hinab in's rege Wellenleben,
Sieht, wie sie sterbend in dem Sturm erbeben;

Von seinem Leuchtthurm nur fließt heller Schimmer,
Und kalt und klar die Strahlen niederschweben,
Beleuchten still die Brandung und die Trümmer.

2.

Ich bin die Fluth, von inner'm Drang getrieben,
Rastlos den starren Felsen zu umspülen,
Im ew'gen Streit mit Pflichten und Gefühlen
Ist Ebb' und Fluth mein Wollen und mein Lieben.

So in dem Kampf der Beiden, aufgerieben,
Zum Fels getrieben von der Fluth, der schwülen,
Zurück geworfen von der Ebb', der kühlen,
Ist nichts als rastlos Sehnen mir geblieben.

Muß ich zurück zum Oceane wallen,
Dann seufz' ich auf, gleich wie in Todesstöhnen,
Und meiner Liebe blutig rothe Thränen

Versteinen sich zu purpurnen Corallen;
Doch wenn sie sanfter, stiller niederfallen,
Verklärt zu lichten Perlen sie mein Sehnen.

3.

Sie haben meines Lebensstromes Wogen
Gewaltsam einen andern Weg geleitet,
Daß traurig der gefangne Strom nun gleitet,
Der einst so stolz, so froh dahin gezogen.

Er muß nun tragen schwerer Brücken Bogen;
Und ob sein tiefstes Sein dagegen streitet,
Er zürnend hin in seinen Fesseln schreitet,
Es wird ihm schwerer Joch nur zugewogen.

Er, der geschaffen, daß in seinen Wellen
Der klare Himmel nur sich leuchtend male,
Daß Sonn' und Mond in's reine Herz ihm strahle

Und alle Himmelssterne ihn erhellen:
Muß nun im Innersten zerrissen schwellen,
Daß Menschenwitz mit seinem Jammer prahle.

4.

Wohl liebst du mich, doch so nur wie der Weise,
Der seltne Blumen siehet fern erblühen,
Oder im Westen Abendpurpur glühen,
Er staunt sie an, und lächelt in sich leise;

Er zieht nicht sehnend sie in seine Kreise,
Will sich nicht drum aus allen Kräften mühen,
Erscheinungen sind's ihm der Lebensreise,
Und ruhig läßt er sie vorüberziehen.

So liebst du mich! Nicht mit dem heißen Herzen,
Nicht mit den selig wunderbaren Schmerzen,
Die meine Lebensflamme rasch verzehren;

Denn will dein Herz auch glühend wohl begehren,
Kalt lehrt dich der Verstand den Wunsch verschmerzen,
Auf starren Marmor fallen meine Zähren.

5.

Seitdem dein Lieben Leben mir gegeben,
Vergeß ich oft, daß schon mein Lenz entschwunden;
Hat meine Seele ihn doch erst gefunden,
Seitdem er meinen Tagen mußt' entschweben.

Da will ein Bangen manchmal mich durchbeben,
Daß, wenn der Reiz, der sparsam mich umwunden,
Verblichen ganz in nicht mehr fernen Stunden,
Auch bleichen könne deiner Liebe Leben.

Laß deinen Blick, den liebevollen, klaren,
An mir die finst're Spur der Zeit verschmerzen;
Du ahnst den Glanz der ew'gen Himmelskerzen,

Wenn sie in Schleiern auch sich offenbaren:
So wirst du auch an mir den Lenz gewahren,
Ich trag' ihn, wie die Erde, tief im Herzen.

6.

Auf jene Welt hast du mich angewiesen,
Um mein zu sein durch ew'ge Liebesbande,
Die segnen soll der große Unbekannte,
In seinen ungeschauten Paradiesen.

Ach, einst trug mich der Flug empor zu diesen,
Dem Vogel gleich, der vom beeisten Strande
Voll Sehnsucht fliegt zu einem schönern Lande,
Ob unter ihm die Meereswellen fließen.

Doch jetzt, ermattet sind der Seele Schwingen,
Nicht von der Erde hebt sie mehr das Sehnen,
Mein Blick sieht endlos sich die Wüste dehnen,

Kann nicht durch Staub und durch Sirocco dringen,
So sehr mein Geist strebt, nach dem Ziel zu ringen,
Des Himmels Bild umhüllen Erdenthränen.

7.

Du sagtest einst, daß von dem Staub der Erde
Erblichen sei der Glanz von meinen Schwingen;
Daß, ob sie Kraft noch hätten aufzudringen,
Sie doch die Spuren trügen der Beschwerde.

Wahr ist's, die grelle Gluth an meinem Heerde,
Der Sturm, mit dem sie oftmals mußten ringen,
Der Druck von schwerer Fesseln Eisenringen,
Sie streiften ab den Glanz, der sie verklärte.

Drum will hinab ich ihren Flug jetzt lenken
Zu eines tiefen Stromes stillen Fluthen,
Darin zu kühlen die Zerstörungsgluthen,

Darin die schweren Fesseln zu versenken;
Wenn dann die heißen Wunden nicht mehr bluten,
Wird neuen Glanz der Herr den Schwingen schenken.

8.

Noch schwerer ist mein Loos, als das des Sklaven,
Den Last der Ketten fesselnd hält umwunden;
Den, wenn der Hüter müßig ihn gefunden,
Wohl seiner Peitsche schwere Hiebe trafen.

Denn stöhnt am Abend er nach harten Strafen,
Kommt leis' sein Lieb und heilet seine Wunden,
Küßt sanft den Arm, der blutet und geschunden,
Und süß darf er an ihrem Herzen schlafen.

Doch meiner Eisenkette schwere Bande,
Sie drücken mir das glüh'nde Herz zusammen,
Daß ihm empört entzucken helle Flammen,

Die manchmal sengend drohen dem Verstande.
Ihr armen Sklaven in dem fernen Lande,
Sagt, möchtet ihr von solcher Freiheit flammen?

Romanzen,

poetische Erzählungen, Sagen

und

Legenden.

Romanzen,
poetische Erzählungen, Sagen
und
Legenden.

Elisa Mercoeur.

Frankreichs verhungerte Dichterin.

Weinend zieh' ich durch die weiten Gassen,
Durch das reiche, glänzende Paris;
Alles hat mich armes Kind verlassen,
Seit das Glück die Dichterin verließ.
Meiner Seele Schwungkraft ist gelähmet,
An die Flügel hängt sich schwer die Noth;
Doch ich will ja dichten, singen, — nehmet
Dieses Lied und gebt ein Stückchen Brod!

Selig zog ich ein in diese Gassen,
In das reiche, glänzende Paris;
Jubelnd sah ich hin auf diese Massen,
Als das Glück mir Ruhm und Glanz verhieß. —
Weinend schleich ich jetzt mit mattem Schritte,
Denn mich zwingt des Hungers Machtgebot!
Lauscht noch einmal meiner schwachen Bitte,
Hört mein Lied, Pariser, gebt mir Brod!

Jüngst noch stand ich in dem Königssaale,
Und das Glück schien mir so reich und hold,
Lorbeern kränzten mich in seinem Strahle,
Und der Mutter bracht' ich Ruhm und Gold.

Alles, Alles, waren eitle Träume,
Und mein Retter ist jetzt nur der Tod!
Klagend ruf' ich durch die weiten Räume:
„Ich verhung're, Freunde, gebt mir Brod!"

O! Unsterblichkeit die mir verheißen,
Ehre, Größe, Schimmer, Ruhm und Glanz,
Leere Worte! — trostlos will ich reißen
Von dem Haupt den welken Lorbeerkranz.
Ferne hör' ich meine Lieder klingen
In dem Saal, der glänzt so purpurroth, —
Hört Pariser, wie sie lieblich klingen, —
Und ich bat nur um ein Stückchen Brod!

Die Wallfahrt.

I.

Am Altar der Maria,
In einsamer Kapell',
Lag, aufgelöst in Thränen,
Ein Weib an heil'ger Stell'.

Sie glich in ihrem Leide
Der Schmerzensmutter Bild,
Denn tiefer Gram umflorte
Die Züge rein und mild.

Sie küßt in heißem Sehnen
Der Jungfrau Goldgewand,
Und netzt mit glüh'nden Thränen
Die steinern' kalte Hand:

„Maria! Gnadenreiche,
„O! blick' vom heil'gen Schrein
„Erbarmend auf mich nieder, —
„Ach! laß mich Mutter sein!

„Bei allen Himmelswonnen,
„Die einst dein göttlich Herz
„Beseligend erfüllten, —
„Bei allem deinem Schmerz! —

„Beschwör' ich dich, erbarme
„Der Sehnsucht dich und Noth; —
„Und willst du nicht gewähren,
„So sende mir den Tod!

„Denn kinderlose Ehe
„Scheint mir von Gott verflucht;
„Ein Frühling ohne Blüthen,
„Ein Sommer ohne Frucht.

„Laß mich nur einmal fühlen
„Der Mutter Seligkeit,
„Sollt' ich dafür auch tragen
„Der Mutter schwerstes Leid.

„Maria, Gnadenreiche!
„Erbarm' dich meiner Noth;
„Und willst du nicht gewähren,
„So sende mir den Tod!

„Doch kann mein Leid dich rühren,
„Willst du mir gnädig sein:
„Gelob' ich dir, Maria,
„Mein erstes Kind zu weih'n!

„Gelob' ich, nach Walldüren, *)
„Eh' ihm entschwand ein Jahr,
„Mit meinem Kind zu wallen
„In frommer Pilger Schaar;

*) Bekannter Wallfahrtsort.

„Sechshundert fünfzig Stufen,
„Mit meinem Kind im Arm,
„Zum Engelsberg *) zu steigen,
„Wenn ich erlößt vom Harm!“

Sie küßt', in heißem Sehnen,
Der Jungfrau Goldgewand,
Und netzt mit glüh'nden Thränen
Die steinern' kalte Hand.

Da scheint es ihr, daß schmerzlich,
Die Heil'ge säh' herab; —
Noch einmal rief sie: „Schenke
„Ein Kind mir, — sonst ein Grab!“

II.

Es ruhen die Wogen, es ruhen die Winde,
Und leise nur tönet des Schiffers Gesang;
Der Abendhauch spielt mit den Düften der Linde,
Trägt fernher der Glocken harmonischen Klang.
Es schlummert die Erde, von Schleiern umzogen,
So sanft in der weichen Umarmung der Nacht,
Und dort an des Himmels unendlichem Bogen
Sind strahlend die ewigen Sterne erwacht.

---

*) Kloster bei Miltenberg.

Ob wohl, von solcher Ruh' umwoben,
Ein Menschenherz noch angstvoll bebt? —
Ob wohl zum sel'gen Schimmer droben
Ein Aug' sich thränenvoll erhebt? —
Ach! Ruhe, die die Welt umflicht,
Beschwichtiget die Seele nicht! —
Denn in der Nächte heil'gem Frieden
Fühlt tiefer nur das arme Herz,
Daß ihm allein nicht Ruh' beschieden,
Fühlt sich allein, durchwühlt von Schmerz!

In dem einsam kleinen Zimmer,
Wo in glühendem Gebet,
Oft in heißen Sehnsuchtsschmerzen
Sie um Mutterglück gefleht,
Weilt sie jetzt im Sternenschimmer, —
Und ein Kind ruht ihr am Herzen.

Dennoch scheint es, als umhülle
Kummer noch ihr Angesicht,
Das von hoher Liebesfülle,
Aber nicht von Frieden spricht.
Alles, was sie heiß begehret,
Kaum zu hoffen noch gewagt,
Hat der Himmel ihr gewähret, —
Dennoch Gram ihr Herz zernagt.
Denn des Argwohns finst'rer Schatten
Schlich sich in das Herz des Gatten.
Argwohn, dieser Fürst der Lügen,
Seinen Blick umhüllt mit Nacht,

Daß ihm aus des Kindes Zügen,
Draus der Unschuld Himmel lacht; —
Daß ihm aus der Mutter Augen,
Draus nur Liebe spricht und Huld,
Scheint ein Räthsel aufzutauchen,
Dessen Lösung heißt — „die Schuld!“
Darum quält er nun die Reine
Mit dem finsteren Verdacht,
Daß sie still im Mondenscheine
Bang' durchseufzt die lange Nacht.
Und sie mahnet ihn mit Thränen
An's Gelübde, das sie that,
Als Erfüllung ihrem Sehnen
Von der Jungfrau sie erbat. —
„Laß mein Flehen, laß dich's rühren,
„Daß ich löse meinen Schwur,
„Mit dem Kinde nach Walddüren
„Laß mich wen'ge Tage nur,
„Dann zum Engelsberg mich ziehen,
„Um in heiliger Kapell'
„Mit dem Kinde hinzuknieen
„An des Hochaltares Schwell!“

Doch, mit finstrem Blick und Mienen,
Der erzürnte Gatte spricht:
„Daß der Knabe uns erschienen, —
„Für ein Wunder acht' ich's nicht.
„Nicht für sein beflecktes Leben
„Dank zu weih'n der Jungfrau Huld, —
„Nein, zur Buße treibt mit Beben

„Dich geheim gehalt'ne Schuld.
„Doch so soll mich Gott verlassen,
„Laß ich dich von hinnen zieh'n! —
„Die Verzweiflung soll dich fassen,
„Fahr' in deinen Sünden hin!"
Mit der wüthendsten Geberde
Stürmt' er fort im Mondenlicht.
Ach! ein Himmel wär' die Erde,
Weckt' der Mensch die Hölle nicht.

III.

Durch das Thal im Abendlichte wallt der Büßer frommer Chor,
Schon vor ihrem Angesichte steigt der Engelsberg empor;
Schon durchschnitten sie die Welle, drinnen er sich spiegelnd malt,
Die der Sonne Purpurhelle mit dem letzten Schein umstrahlt.
Hoch das Crucifix im Arme, ziehen Priester ernst voran,
Daß sie so dem frommen Schwarme leuchten auf der steilen Bahn.
Wie die Pilger also wallen an des Engelsberges Fuß,
Hört man's durch die Thäler schallen wie entfernten Geistergruß:

„Mutter Christi! hoch erhoben auf dem gold'nen Wolkenthron,
„In dem blauen Himmel droben, bitt' für uns bei deinem Sohn!
„Bitt' für uns, bitt' für uns!
„Deinen Segen uns ertheile, Jungfrau mit der Dornenkron'!
„Uns zu helfen, nicht verweile; bitt' für uns bei deinem Sohn!
„Bitt' für uns, bitt' für uns!" *)
Sechsmal hundert fünfzig Stufen führen zu dem Berg' empor,
Und auf jeder knie'n und rufen zu der Jungfrau sie empor;
Und das Kind auf ihrem Arme, zieht, zu lösen ihren Eid,
Auch die Mutter mit dem Schwarme, auf dem Herzen Angst und Leid.
Angst um ihres Kindes Leben, das gebroch'ner Eid bedroht,
Trieb sie aus dem Haus mit Beben, ob's der Gatte streng verbot; —
Schweres Leid nagt ihr am Herzen, daß er also sie verkannt,
Und die matten Füße schmerzen, scheinen an die Stell' gebannt.
Doch die Sehnsucht hebt und stählet sie mit neuer Lebenskraft,

*) Wörtlich, wie es die Pilger sangen.

Daß, mit frischem Muth beseelet, sie vom Boden auf
sich rafft;
Denn noch kaum hat sie die Mitte vom ersehnten Ziel
erreicht,
Und sie fleht mit heißer Bitte: „Sei, Maria, mir geneigt!“
Von des Glaubens Kraft begeistert, hebt sie nochmals
an den Lauf,
Hat die Schwäche kühn bemeistert, und gelangt zum
Berg hinauf,
Als die Sonne längst gesunken, und im Thal wie auf
der Fluth
Schon des Abends duft'ger Nebel, wie ein grauer
Schleier, ruht.
Und sie eilet zur Kapelle, ob's auch eisig sie umweht,
Sinkt an des Altares Schwelle hin in brünstigem
Gebet:
„Heil'ge Jungfrau! sieh', in Schmerzen dank' ich dir
für meinen Sohn;
„Ach! das Schwerdt in deinem Herzen, auch in meinem wühlt es schon.“
Und dem kleinen Knaben faltet sie die zarten Hände
leis',
Fühlt es nicht, daß sie erkaltet, ach! die ihren glüh'n
so heiß;
Fiel ihr doch ein Stein vom Herzen, drum das Eine
fühlt sie nur,
Mächtiger als Angst und Schmerzen: Jetzt gelöset ist
der Schwur.

Durch der Pilger dichte Menge schreitet sie den Berg hinab,
Die noch Psalmen und Gesänge murmeln auf den Stufen ab;
Ihren Gatten zu erweichen, treibt sie's unaufhaltsam fort;
Rastlos eilt sie, zu erreichen nun der Fähre Landungsort.
Als der Schiffer nun vom Strande kräftig drückt die Fähre los,
Setzt sie matt sich hin am Rande, ihren Knaben auf dem Schoos.
Jetzt erst in den müden Gliedern fühlt sie heiße Qual und Noth,
Fühlt's, wie auf den Augenliedern ruht des Schlafes schwer Gebot.
Ob der Geist auch angstbeweget, doch der müde Leib erliegt,
Und das Schiff, so sanft beweget, sie in leisen Schlummer wiegt.
Doch im Schlaf auch zieh'n die Bilder ihrer Angst durch ihren Geist,
Und sie hört, wie wild und wilder sie der Gatte von sich weist.
Mit der Mutter Angst und Schmerzen ruft sie aus im bangsten Ton:
„Kannst du von dem Vaterherzen bannen deinen eig'nen Sohn?
„Leben ist's von deinem Leben, ach! verstoße nicht dein Blut,
„Laß zu deiner Brust mich's heben" — und das Kind sinkt in die Fluth!"

Aus dem Traume, wild erschrocken, fährt die Mutter
rasch empor,
Und der Schiffer an den Locken zieht das todte Kind
hervor.
Da erfaßt des Wahnsinns Toben sie mit finsterer Ge-
walt,
Hoch das todte Kind erhoben, stürzt sie lachend in den
Wald!

Immer leiser hört man schallen, wie entfernten Gei-
stergruß,
Wo die frommen Büßer wallen, an des Engelsberges
Fuß:
„Mutter Christi, hoch erhoben auf dem gold'nen Him-
melsthron,
„In den blauen Wolken droben, bitt' für uns bei dei-
nem Sohn!
„Bitt' für uns, bitt' für uns!“

Glas. *)

In einer engen kleinen Hütte
Liegt, marmorbleich und todesmatt,
Ein sterbend Weib mit edlen Zügen
Auf einer harten Lagerstatt.

Der Mutter blasses Haupt umschlinget
Ein holdes Mägdlein, zart und weiß;
Des Kummers bitt're Thränen fallen
Aus ihrem Auge, schwer und heiß.

Mit bangem Schmerz küßt sie noch einmal
Der Mutter schmale welke Hand,
Dann eilt sie aus des Elends Wohnung
Den Pfad hinab am Waldesrand.

---

*) Der nachtheilige Einfluß auf die Gesundheit der in Glasfabriken arbeitenden Kinder ist bekannt.

Es gibt Fabrikherren, welche 12 bis 14 jährigen Knaben und Mädchen das Blasen des Glases aufbürden, ungeachtet diese Beschäftigung mit so großen Nachtheilen für die Gesundheit verbunden ist, daß ihnen nur die stärksten Menschen in der Blüthe ihrer Jahre Trotz bieten können.

Es geschieht nicht selten, daß die Arbeiter, den deleteren Einflüssen unterliegend, todt umfallen.

Zur Hütte eilt sie, wo sie schmelzen
Das Glas durch heißer Oefen Gluth;
Dort haucht der schwache Kindesodem
In Formen die geschmolz'ne Fluth.

Der Vater hat in jener Hölle
Die frische Lebenskraft verbraucht,
Hat seinen letzten schweren Seufzer
Beim heißen Werke ausgehaucht.

Und seit der Treue ihr gestorben,
Die Mutter aber krank und matt,
Hat dieses arme Kind erworben
Erquickung ihr an seiner Statt.

Doch schwankend werden ihre Schritte,
Die einst dem flücht'gen Rehe gleich,
Und trüber ihre blauen Augen,
Und ihre Wangen werden bleich.

Jetzt steht sie vor der Thür der Hütte; —
Ob der Versäumniß ist ihr bang,
Da herrschet zürnend der Fabrikherr:
„Wo bleibst du, Träge, heut so lang!

Schon hast du eine volle Stunde
An deinem Tagewerk versäumt;
Heut Abend mußt du sie ersetzen! —
Nun flink an's Werk und nicht geträumt.“

Da spricht sie weinend: „Herr, die Mutter,
Sie liegt daheim mir sterbenskrank;
Entlaßt nur heute mich der Arbeit,
Und nehmt dafür des Kindes Dank.“

Doch grollend ruft er: „Dich entlassen?
Und gar bei früher Morgenzeit!
In voller Gluth steh'n meine Oefen,
Zum Färben ist das Glas bereit.

Der Masse sollst du Farbe geben
Durch Borax und durch Antimon;
Im schönsten Purpur muß sie glühen, —
Sonst kommst du heut' um deinen Lohn.

Denn einen Kelch gilt es zu bilden,
Wie eine Rose, glühend roth.
Wenn er vollkommen dir gelinget,
Wird dir ein extra Stückchen Brod.

Und Perlen gilt es dann zu blasen;
Wenn jede einem Tropfen gleicht,
Wie er dort glänzt auf grünem Rasen,
Schenk' ich die Stunde dir vielleicht.“

Mit schwerem Herzen tritt das Mägdlein
In den erhitzten Hüttenraum,
Naht zitternd sich dem glüh'nden Ofen,
Entfernt des Glases Erdenschaum,

Mischt unter die geschmolzne Masse
Die Farben. Aengstlich und geschwind
Mit einem Schleier hat das blasse
Gesicht bedeckt das arme Kind;

Denn gift'ge Dünste weh'n erstickend,
Und halb bewußtlos, sterbensmatt,
Fühlt sie den schwachen Athem schwinden,
Den sie zum Blasen nöthig hat.

In Regenbogenfarben spielen
Rings um sie die Kristalle all'; —
Doch ihres Auges Iris bleichet,
Trüb wird sein leuchtender Kristall.

Auf's neue setzt sie in die Gluthen
Den schön gefärbten Glasesguß,
Der sich zu klaren Purpurfluthen
Im Höllenfeuer läutern muß.

Sie prüfet mit der Eisenruthe
Das klar geword'ne rothe Glas; —
Wie glüht so purpurroth die Masse, —
Des Mädchens Wange, ach, wie blaß!

Sie hebt die Masse aus dem Ofen,
Daß sie verkühl' ein wenig nur, —
Und formt, die Zeit nicht zu verlieren,
Erst die verlangte Perlenschnur.

Für jede Perle, die sie bildet,
Gleich einem Thauestropfen licht,
Rollt eine heiße Schmerzensthräne
Von ihrem bleichen Angesicht.

Also bedeuten Perlen Thränen,
Erpreßt durch schwerer Armuth Druck; —
Doch ahnungslos schlingt ihr mit Lächeln
In euer Haar den Perlenschmuck.

Jetzt ist die Masse recht zum Blasen;
„O! wenn der Kelch der Rose gleicht,
Wie meine Perlen Thauestropfen,
Schenkt er die Stunde mir vielleicht.“

Das Mägdlein strengt zum heißen Werke
Den schwachen Athem an mit Macht; —
Schon dehnt sich aus die glüh'nde Kugel
Zu eines Kelches Rosenpracht.

In ihren Pulsen stürmt das Fieber,
Es jagt ihr Blut in wildem Lauf;
Noch einmal flammen ihre Augen,
Wie Kerzen vor'm Erlöschen, auf.

Und immer heller ist die Rose
Des Purpurkelches aufgegangen,
Und röther, immer röther glühen
Des Mägdleins sonst so blasse Wangen.

Die letzten Lebensgluthen haucht sie
Mit Todeshast in's schöne Glas.
Die Purpurrose ist vollendet; —
Das Mägdlein liegt entseelt und blaß.

Des Liedes laute Töne klingen
In einer Burg hoch über'm Rhein; —
Die Freunde lärmen, jubeln, singen; —
Einer blickt ernst in's Glas hinein.

Es ist der schönste der Pokale,
Der, von des Weines Duft umweht,
Glühend in des Rubines Strahle,
Wie eine Rose vor ihm steht.

Der Hugo ist's, der bleiche Schwärmer,
Des Glasfabrikherrn einzig Kind;
Er grämt sich, weil die Armen ärmer
Durch seinen reichen Vater sind.

Das Purpurglas, zum Namensfeste
Hat es der Vater ihm gesandt.
„Hoch!“ rufen seine muntern Gäste:
„Du bist der Glücklichste im Land!

Dein wird einmal das reichste Erbe,
Dein Vater ist der rechte Mann!
Der weiß es, wie man Geld erwerbe,
Und unabhängig werdeu kann.“

Doch Hugo blickt in tiefem Sinnen
In's volle Purpurglas hinein;
Zwei heiße Thränen fühlt er rinnen,
Verdunkelt seines Auges Schein.

„Was hast du wieder, Träumer? Immer
Verstumm'st du doch bei unserm Scherz!
Was starr'st du in des Kelches Schimmer,
Als säh'st du Geister, — Bruderherz?! —"

„„Laßt nur den Träumer euch nicht stören;
Ihr wißt, oft kommt es über mich; —""
„Doch jetzt," bat Arthur, „laß uns hören,
Was jetzt dich stimmt so feierlich?"

„„Ihr spottet nur, hört nicht die Laute,
Die geisterhaft das All durchweh'n;
Dem Träumer nur sind sie Vertraute,
Sein Ohr kann sie allein versteh'n.

Als eure Gläser jetzt geklungen,
Beim frischen, lebensfrohen Sang! —
Da hat dem meinen sich entrungen
Ein Grabesseufzer schwer und bang.""

„Ein Seufzer, Freund, das heißt verhöhnen
Das Glas, das hell in Lust erglüht;
Das Schönste ist's von allem Schönen,
Was farbig im Kristalle blüht."

„„Mich mahnt's an eine volle Rose,
Die in der Farben höchster Gluth
Gebannt ward in des Kelches Schoose,
Darin sie jetzt voll Sehnsucht ruht.“ “

„Wenn sie die goldnen Strahlen küssen
Von einem edlen Feuerwein,
Wird sie vor Wonne seufzen müssen,
Und sehnt sich in den Frühlingsschein.

Die Gläser hoch! die Rosen leben!
Auf Mädchenwangen, im Pokale!
Hugo, stoß' an!“ Der hört mit Beben
Den Seufzer da zum zweitenmale.

Der Jubel ist verrauschet,
Der Mond scheint in den Saal;
Hugo sitzt ernst und lauschet
Vor dem Kristallpokal.

Er blickt mit inner'm Beben
So fest in den Pokal;
Es strömt sein tiefstes Leben
In seines Auges Strahl.

Und wie die Purpurrose
Erbleicht im Sonnenstrahl,
So unter seinen Blicken
Erbleichet der Pokal.

Und dünne Wölkchen heben
Empor sich, hell und licht,
Die einen Schleier weben
Um einer Maid Gesicht.

Sie spricht im halben Traume
Mit matt geschloßnem Aug',
Vom blassen Lippensaume
Weht es, wie Geisterhauch:

„Dir hat Natur gegeben
Ein weich und fühlend Herz,
Du ahnst in leisem Beben
Der Mitgeschöpfe Schmerz.

Des Kelches Rose mahnte
Die Andern all' zur Lust,
Dein Herz allein, es ahnte
Den Jammer meiner Brust."

Was willst du hier auf Erden,
Als solchen Vaters Sohn?
Du wirst verwundet werden
Von jedem Schmerzeston."

So sprach die Maid, die bleiche. — —
Vor dem Kristallpokal
Saß Hugo, eine Leiche,
Im nächsten Morgenstrahl.

Der Dichter und sein Kind.

Des Dichters Blick in Sinnen still versunken
Und thränenvoll auf seinem Kinde weilt,
Das vor ihm schlummernd liegt, ein Götterfunken
Der Flamme, die zurück zum Licht geeilt.

Ach! alle Liebe aus dem Vaterherzen
In schwermuthsvollem Glück sich zu der Knospe drängt,
An welcher hell, als Pfand der Sehnsuchtsschmerzen,
An jedem Morgen Thau der Thränen hängt.

Dem Grabe seiner Lieb' entschweben Lieder
In himmlisch süßem trauervollem Schall;
Sie flöten auf des Kindes Wiege nieder,
Gleich wie der Rose singt die Nachtigall.

„Ach! was ist vom Geschick dir wohl beschieden,
„Wenn unbeschützt du treibest auf der Fluth? —
„Beglückt dich wohl der Mutter Unschuldsfrieden, —
„Durchglüht dich einst des Vaters Dichtergluth?! —

„Soll ich für dich das Flügelpaar erflehen,
„Das bald als Himmelsglück und bald als Fluch,
„Mich bei des Herzens unbegriff'nen Wehen
„Zum Himmel bald und bald zum Abgrund trug!? —

„Soll ich für dich den Lorbeerkranz ersehnen,
„Der mir das Haupt als Dornenkron' geritzt,
„In dessen Blättern meines Herzens Thränen
„Statt unschätzbaren Edelsteins geblitzt? —

„Soll ich den Zauberschlüssel dir erbitten,
„Der mir erschloß der Dichtung Heiligthum,
„Den ich mit heißen Wunden mir erstritten,
„Und der mir gab statt Frieden — — Schmerz und Ruhm?

„O! hell ist es vor deinem Blick, Verklärte!
„Drum sieh' herab aus jenem bessern Land,
„Und wenn des Himmels Gnade dir's gewährte, —
„Zieh' du des Kindes Loos mit reiner Hand! —"

Da säuselt's leis um ihn, wie Harfenklingen,
Und lieblich flüstert's, wie mit Geisterton:
„„Für unser Kind sind schon bereit die Schwingen,
„„Flocht schon des Engels Hand die schönste Kron.

„„Eh' noch die Nacht entschwebt, wird er erscheinen,
„„Er trägt den goldnen Schlüssel in der Hand,
„„Der zauberisch erschließt dem schuldlos Reinen,
„„Das lichte Thor zu einem schönern Land!""

Der verbannte Pole.

Ein Mann mit ernstem Angesicht
Durchstreift die Stadt im Morgenlicht!
Sein Bart ist lang und bleich die Wang', —
's ist ein verbannter Pole.

Er sucht Erwerb, ihn treibt die Noth,
Zu schaffen um sein täglich Brod.
Da tritt herfür aus seiner Thür
Ein reicher Goldschmiedmeister.

Dem thut er sein Begehren kund.
Der Meister spricht mit frohem Mund:
Bewährt die Kunst, dann soll Euch Gunst
Und Gold und Ehre lohnen.

Denn die Symbole höchster Macht
Zu fertigen in reicher Pracht,
Soll Perl' und Stein Euch dienstbar sein,
Und Gold vom reinsten Glanze.

Das Diadem der hohen Frau
Sei licht, wie Mondenglanz und Thau;
Als Spange schling' der Schlange Ring
Sich um die Lilienarme.

Jedoch die Kron' sei Sonnengluth,
Durchfunkelt von Rubinenblut,
Der Scepter, Blitz, vom Königssitz
Der Menge Aug' zu blenden.

Der Meister führt den Fremdling ein,
Rings leuchtet es von goldnem Schein,
Als sei die Pracht Golkonda's Schacht,
Durch Zauber herbeschworen.

Doch kalt sein Aug' den Schimmer streift,
Nach einer Feder still er greift,
Und kunstgewandt zieht seine Hand
Die schönsten Arabesken.

Ein Diadem wie Mondenlicht! —
Ein Schatten düstert sein Gesicht.
Bediademt, doch bleich, verfehmt
Der Mutter Haupt ihm winket.

Und nach dem Auge fährt er schnell
Und wischt hinweg die Thräne hell.
Jetzt an die Kron', denkt an den Lohn!
So spricht ihm zu der Meister.

Da blitzt des Jünglings Auge kühn,
Wie Purpur seine Wangen glüh'n.
Rubinengluth! — Ha, Polenblut,
Du Schmuck von Rußlands Krone!

Wild fährt empor der Polengast,
Zerreißt der Krone Bild in Hast.
Zu Thür und Haus stürzt er hinaus,
Und stürmet durch die Gassen.

Erst wie die Sterne hell zu seh'n,
Bleibt er vor einer Hütte steh'n.
Das Feuer loht, wie Morgenroth,
Aus einer Schmiede Esse.

Der Waffenschmied, gebräunt von Ruß,
Tritt ihm entgegen: Gott zum Gruß!
Und hast du Kraft, die freudig schafft,
So hilf mir Waffen schmieden.

Da ruft der Jüngling laut und stark,
Daß es durchdringt des Lebens Mark:
Zur Esse fort! Steig' Polenhort,
Erlösend aus den Flammen!

Ich schmiede mir ein Flammenschwert,
Das kühn nach heißer That begehrt.
Dem Knechte sei es schwer wie Blei,
Dem Söldner, dem Tyrannen!

Doch blitzt es in gerechter Hand
Für Freiheit, Gott und Vaterland,
Dann sei mein Stahl ein Himmelsstrahl,
Treff' mitten in das Herze!

Der Verirrte in den Prairieen von Jacinto.

„Mustangs *) herbei! In die Prairieen!
Zur Hand den Lasso! Schwingt euch auf!
Denn mit den Rindern morgen ziehen
Wir nach Brazario zum Verkauf.
Der Pflanzer rief's. Rasch auf die Pferde,
Pfeilschnell durch's grüne Gräsermeer!
Da zog die prächt'ge Rinderheerde
Hochbeinig, schlank und stolz einher.
Die Rinder, zum Verkauf erkoren,

*) Mustangs heißen die von den Spaniern aus ihrer Heimath nach Amerika mitgebrachten Pferde, welche sich dort außerordentlich vermehrten und nun in den Prairieen wild umherirren; sie sind klein, in der Regel 13 Faust hoch, gut geformt und ziemlich stark. Sie werden mit dem Lasso, einem Riemen aus Rinderhaut, den man ihnen in einer Schlinge um den Hals wirft, eingefangen. Die Art, die Mustangs zu zähmen, ist grausam, Der Reiter wirft dem Mustang den Lasso als Schlinge um den Hals und jagt dann in der entgegengesetzten Richtung fort, indem er ihn festhält, so daß das Thier umgerissen wird. Dann fesselt er den Mustang und legt ihm ein schweres Gewicht ins Gebiß; hierauf schwingt er sich darauf und macht einen Parforceritt auf ihm. Bäumt sich der Mustang wider den Reiter, so reißt ihn dieser an dem Gebiß zurück, so daß dem armen Thier oft die Zähne ausgerissen werden und das Blut hervorströmt.

Galt es, zu treiben nach dem Raum,
Wo, stolz umrauscht von Sykomoren,
Die Pflanzung lag am Urwaldsaum.
Ein Jüngling, fremd in Texas Weiten,
Schwang kühn auf einen Mustang sich.
„Massa, nicht ohne Lasso reiten!“
Ein Neger sprach's demüthiglich.
„„Was Lasso! eigner Kraft vertrauen
Muß kühn der Reiter und der Mann,
Auf meine Kraft nur will ich bauen!““
So sprengt er hin die weite Bahn.
Truppweis fünfzig und sechzig zogen
Die stolzen Rinderheerden hin.
Ha, wie die flücht'gen Reiter flogen
Hin durch die Wellen der Prairien!
Die Mustangs — oh, ihr müßt sie kennen,
Die, von Hispaniens Blut durchgährt,
Grausam gezähmt, tückisch entbrennen,
Ihr Blut, ihr Loos des Spaniers werth!
Oft rasen sie empört von dannen; —
Dann zwingt ein einz'ger scharfer Riß
Sie, stillzuhalten dem Tyrannen,
Ihr Blut entströmet dem Gebiß.
Der Riß sprengt ihre Zähn' zu Splittern,
Und dann der Lasso, wie der Sklav'
Vor Peitschenhieben, so erzittern
Die Mustangs, die der Lasso traf.
So leiden sie wie Höllengeister,
Und lauern auf den Augenblick,
Am Menschen, ihrem Höllenmeister,

Grausam zu rächen ihr Geschick.
Der eignen Reiterkunst vertrauend,
Ritt kühn und froh der Jüngling hin;
Da sah sein Renner, um sich schauend,
Fern eine Mustangheerde ziehn.
Und wild empor zum Sprung sich bäumend,
Warf er vom Sattel ihn im Nu,
Dann flog er pfeilgeschwind und schäumend
Der wohlbekannten Heerde zu.
Wild rief der Jüngling zu dem Neger:
„Du mußt mir deinen Mustang leih'n!
Den Lasso auch! Ein kühner Jäger
Fang' ich den Dämon wieder ein.“
„Massa! laß ab von diesem Wagen,
Laß ab, wenn ich dir rathen soll.
Massa kann nicht den Mustang jagen!“
So sprach der Schwarze demuthsvoll.
Doch schon im Sattel saß er; Jagen
Und wagen ist ja Manneslust.
Dem Mustang nach! Im Sturme schlagen
Die Pulse seiner kühnen Brust.
Dem Mustang nach! Wie flog der Reiter
Hin auf dem ungeheuren Plan.
Dem Mustang nach! Weit, immer weiter
Ging's durch den Wiesenocean.
Und lockend, immer weiter lockend,
Sah er den Dämon in der Fern',
Bald pfeilgeschwind sein Lauf — bald stockend,
Als warte er auf ihn, den Herrn.
Oft war er nah genug, zum Schwunge

Warf er nach ihm den Lasso schon:
Da, teuflisch wiehernd, jagt im Sprunge
Er, wie ein Kobold, rasch davon.
Dieß Wiehern! eine Höllenstimme
War grausig jubelnd darin wach;
Des Jünglings Herz erbebt im Grimme:
„Dem Mustang nach! dem Mustang nach!"
Und immer weiter flog der Reiter
Hin auf dem ungeheuren Plan,
Und immer weiter, immer weiter
Ging's durch den Wiesenocean.
Hoch stand die Sonne, blendend, sprühend,
Im Mittagsglanze strahlte sie,
Und goldne Pfeile warf sie glühend
In die unendliche Prairie.
Und rings die ungeheure Weite
In tiefer Stille, endlos lag
Die Schöpfung hier, die unentweihte,
Hehr, prachtvoll wie am Schöpfungstag.
Und durch die stillen Wunderfluren,
Frisch prangend in der Gottheit Kraft,
Folgt er des Dämons tück'schen Spuren
Im wilden Sturm der Leidenschaft.
Da tauchten Bäume, prächt'ge Gruppen,
Wie Friedensinseln vor ihm auf,
Sie hoben stolz die mächt'gen Kuppen —
Bewundernd hielt er an im Lauf.
Und zu der grünen frischen Stelle
Sah er den finstern Dämon flieh'n.
Jetzt gilt's! jetzt gilt's! Mit Blitzesschnelle

Jagt er zur grünen Insel hin.
Hier wölbten herrliche Bananen
Ein dichtes grünes Blätterzelt;
Umrankt von Reben und Lianen,
War es das schönste Zelt der Welt.
Doch Eins nur suchten die Gedanken,
Als er der Wunderinsel nah,
Durch Zweige späht er und durch Ranken —
Der Mustang, — Teufel! — war nicht da.
„So fahr' der Dämon gleich zur Hölle;
Verflucht sein Locken und sein Hohn!"
Und von der stillen Friedensstelle
Wandt' er das Roß und flog davon.
„Zurück! zurück!" denn fiebernd klopfen
Die Pulse, siedend wallt sein Blut.
„Zurück! zurück!" nur einen Tropfen,
„Zu kühlen diese Fiebergluth!"
Und immer weiter flog der Reiter
Hin auf dem ungeheuren Plan,
Flog rastlos weiter, immer weiter
Durch endlos grünen Ocean.
Die Sonne sank; er ritt noch immer,
Wie ein Verdammter jagt' er fort. —
Da strahlt es fern wie Kerzenschimmer, —
O Gott! die Pflanzung seh' ich dort.
Die letzte Kraft rafft er zusammen,
„Der Pflanzung zu! dem Kerzenstrahl!"
Nur Bäume sind's — die Lichterflammen
Sind Feuerfliegen ohne Zahl.
Vernichtung schleicht durch seine Glieder,

Der Athem seine Brust verläßt,
Vom Mustang sinkt er kraftlos nieder,
Doch hält die Hand den Lasso fest.
Er liegt, vom hohen Gras umfangen,
Im endlos weiten grünen Meer; —
Hoch oben kommt der Mond gegangen,
Mit seinem lichten Sternenheer.
Und um ihn her ist jetzt ein Regen
Seltsam, geheimnißvoll erwacht,
Die Halme flüsternd sich bewegen,
Und alles lebt jetzt in der Nacht.
Millionen Flammen bläulich schimmern
In weiter Fern', in nächster Näh',
Die Wogen der Prairieen schimmern
Blau, wie Bengalens Feuersee.
Die Blumen alle und die Ranken
Erwachen aus der tiefen Ruh',
In magischer Verklärung schwanken
Sie geisterartig auf ihn zu.
Und ferne, ferne ziehn die Schaaren
Der Wölfe und der Tiger her —
Der Schrei von wilden Caguaren
Schallt grausig durch das Flammenmeer.
Da faßt Entsetzen ihn und Grauen,
Der Ohnmacht Schleier hüllt ihn ein. —
Er, in den ungeheuren Auen —
Der einz'ge Mensch mit seiner Pein!

Die Sonne scheint voll Glanz hernieder
In's unbegränzte Wiesenmeer,

Sie scheint durch seine Augenlieder, —
Da starrt er auf und blickt umher.
Noch liegt er in dem hohen Grase,
Krampfhaft den Lasso in der Hand,
Vor ihm die herrliche Oase,
Der Mustang grasend an dem Rand.
Und vor der Sonne Siegerstrahlen
War alles Grau'n der Nacht entflohn,
Der Durst allein mit Höllenqualen
Sprach diesem Paradiese Hohn.
Doch Hoffnung, jene Himmelsquelle,
Erfrischte ihn mit ihrem Thau;
Er schwang sich auf, verließ die Stelle
Und jagte wieder durch die Au.
Doch ohne Compaß, ohne Richtung
Kreuzt er den grünen Ocean,
Oft wehte Ahnung der Vernichtung
Ihn mit dem Grabeshauche an.
Hoch blühten, statt der grünen Wogen,
Viel tausend Blumen um ihn her,
Als hätten blüh'nde Regenbogen
Sich hier gesenkt auf's grüne Meer.
Millionen Dahlien, Tuberosen
Gelb, purpurn, violett und blau,
Und der Prairieen prächt'ge Rosen
Erfüllten prangend diese Au.
Da schwärmten tausend Schmetterlinge
Hell schimmernd um die Blumen her,
Es war, als ob empor sich schwinge
Ein zweites, schön'res Blumenmeer.

Doch immer weiter flog der Reiter
Nicht achtend diese Wunderflur,
Trug rastlos weiter, immer weiter
Die ungestüme wilde Spur.
Erschrocken bebte die Mimose, *)
Eh' sie der Hufschlag noch erreicht,
Die Liebliche, die in dem Schoose
Der Wildniß einer Jungfrau gleicht.
Erschrocken bebte sie zusammen
Und sah so vorwurfsvoll ihn an;
Was willst du mit den wilden Flammen
In diesem Paradiese, Mann?
„Was kümmert mich ein Blumenleben,
Mich, den durchwühlt der Hölle Pein?
Die ganze Schöpfung wollt' ich geben,
Wär' nur ein einz'ger Tropfen mein!"
Vor seinen Blicken wieder heben
Oasen lockend sich empor,
Die Mittagsstrahlen überweben
Mit Schleiern sie wie Silberflor.
Und duftig übersä't mit Blüthen,
Hebt sich des Fruchtbaums grüne Kron'.
„Vor Wahnsinn mag mich Gott behüten!
Mir scheint's ein ungeheurer Hohn; —
Nicht eine Frucht! Ja, bis die reifen

---

*) Die Wurzeln der Mimosa dehnen sich horizontal so weit aus, daß diese Pflanze schon auf ein Paar Schritte weit den Tritt des Kommenden empfindet und erschüttert in sich zusammensinkt.

In Monden, in des Sommers Gluth,
Dann hat von seinem tollen Schweifen
Mein müder Leib wohl ausgeruht!"
Da aus den Blüthenbäumen klinget
Ein lang gehaltner Klageton;
So bang, so schmerzlich sehnend, dringet
Er in sein Herz und schmilzt den Hohn.
Und nicht zu athmen wagt er; — Reue
Und Sehnsucht fassen still sein Herz,
Da tönt der Klagelaut auf's Neue; —
O welche Liebe, welcher Schmerz!
„O Ton, der Qual mit Sehnsucht tauschet,
Der an die Heimath mahnen will,
Wie oft hab' ich dir dort gelauschet,
Du liebe, süße Whipporwill!" *)
In's Auge treten heiße Thränen,
Die Lippe murmelt ein Gebet,
Ach, brünstiger in Schmerz und Sehnen,
Als seine Seele je gefleht.
Und wieder weiter flog der Reiter,
Hoffnung und Glaube stärkten ihn,
Flog rastlos weiter, immer weiter
Durch endlos wogende Prairie'n.
Wie Lava rollt's durch seine Adern,
Es brennt sein Hirn in heißem Schmerz,
Auf's Neue da mit Gott zu hadern,
Beginnt sein wild empörtes Herz.
Da tauchen plötzlich Riesenmassen

*) Name eines Vogels.

Vor seinem matten Auge auf,
Mit einer Pracht, die nicht zu fassen,
Scheint hell der Sonne Glanz darauf.
Es starrt aus lichtem Silber schimmernd
Vor ihm ein mächtiger Coloß,
Mit hellen Silberzinnen flimmernd; —
Ist es ein Fels, ein Zauberschloß?
Es war die ries'ge Lebenseiche,
Die er hier staunend vor sich sah,
Der Patriarch im Waldesreiche,
Das Wunder von Amerika.
Hoch in der Lüfte blaue Zone
Sie wie ein Gott das Haupt erhob,
Das Haupt mit starrer Silberkrone,
Das rings ein Silberbart umwob.
Ein Riesenbart im Silberglanze,
Der über seine Aeste hing,
Und der das ungeheure Ganze,
Als Moosgewebe, dicht umfing.
„O Herr!" so stammelt seine Seele,
„Du wunderreicher Herr und Hort! —
O Herr!" — doch in der glüh'nden Kehle
Und Lippe stockt das fromme Wort.
Und keines einz'gen Tones mächtig,
Sucht er zu dringen durch das Moos,
Das, wie ein Silbervorhang, prächtig
Das Allerheiligste verschloß.
Doch sieh'! es scheint im Vorhang dorten
Ein weiter großer Riß zu sein;
Getrennt sind hier die Silberborten,

Er reitet durch den Riß hinein.
O ungeheure Baumeshalle,
O wunderreicher Blätterdom!
Werth, daß zu dir der Pilger walle,
Wie zu St. Peters Bau in Rom.
Glühend in Regenbogenfarben
Fällt, durch der Kuppel Silberschein,
Der Sonnenstrahl in Feuergarben,
Wie wundervolle Malerei'n.
So nimm ihn auf in deinem Schooße,
Uralter Riesen-Patriarch!
Deck' ihn mit deinem Silbermoose,
Gönn' ihm den schönen Silbersarg.
Welch herrlich Grab! Weis't eine Zone
Ein Mausoleum auf, wie du, —
Werth, daß ein Herrscher seine Krone
Hier niederleg' in letzter Ruh'?!
Und todesmüd vom Mustang nieder
Sinkt er, sein Aug' umhüllt ein Flor, —
Da schreckt ein grausig Schwirren wieder
Ihn aus dem Todesschlaf empor.
Mit halb verwirrten Sinnen, lauschend,
Blickt er zum Riß in Todespein,
Da, mit den mächt'gen Flügeln rauschend,
Dringt eine Geierschaar herein.
Dicht bei dem Stamm der Lebenseiche
Senkt sich die Schaar in wilder Lust;
Er schaut entsetzt — Gott, eine Leiche!
Mit einer Wunde in der Brust! —
Da starrt empor der Todesbleiche,

Mit heis'rer Stimme krächzt er: „Fort!
Gott! unter einer Lebenseiche
Die erste Spur des Menschen — Mord!"
Da fassen ihn des Wahnsinns Krallen. —
„Noch einmal auf das Roß hinauf!" —
So jagt er aus des Baumes Hallen,
Ein Sterbender, in wildem Lauf.
Er krallt sich in des Mustangs Mähne
Verzweifelnd ein, im Todeskrampf; —
Der jagt, als wüthende Hyäne,
Schnaubt aus den Nüstern Blut und Dampf.
Und immer weiter mit dem Reiter
Jagt er, bedeckt mit weißem Schaum,
Jagt rastlos weiter, immer weiter,
Zu des Jacinto grünem Saum.
Der Chaja *) an dem Strande hebet
Erschreckt das mächt'ge Flügelpaar,
Und über dem Jacinto schwebet
Verscheuchet der Jabiru **) Schaar.
Der Mustang hört die Wogen schwellen,
Da stürzt er toll in wilder Wuth
Sich mit dem Reiter in die Wellen, —
Und Roß und Mann verschlingt die Fluth.

In des Jacinto blaue Wogen,
Da starrt ein Jäger, finster, wild;
„Was kommst du ewig neu gezogen,
Du grausenhaftes Schreckensbild?

---

*) und **) Zwei Wasservögel.

Ist's nicht genug, daß durch die Auen
Du mich verfolgst, wie scheues Wild?
Auch aus dem Strome nach mir schauen
Mußt du, du grauf'ges Schreckensbild?!
Der Strom hat es doch nicht gesehen! —
Nur Einer sah's — der Patriarch!
Der weiß, was mit dem Mann geschehen,
Der sich in seinem Schatten barg.
Der Patriarch kann's nicht entdecken,
Was er in jener Nacht gesehn!
Doch seh' ich oft, mit bangem Schrecken,
Ihn dort durch die Prairieen gehn.
Da schreitet er in finsterm Grollen,
Vom Blitz umzuckt, zu mir heran,
Ruft durch der Silberbärte Rollen:
„„Ich weiß es doch, was du gethan!““
Er reißt mit seiner Donnerstimme
Mich von dem weichen Schlummer los,
Reißt mich hinaus in seinem Grimme,
Und schüttelt ernst sein Silbermoos.
Muß jede Nacht ja mit ihm gehen
Durch der Prairieen Flammenlicht,
Und immer wieder bebend sehen
In jenes Todten Angesicht.
Er läßt mich nicht zur Ruhe kommen,
Der Rachegott, der Patriarch,
Bis ich das Leben mir genommen,
Bis er auch mich umschließt als Sarg.
Komm', mein Gewehr! ich will jetzt schlafen,
So tief, daß Jener mich nicht weckt.

Du weißt's, wie wir den Andern trafen! —
Du hättest nie die That entdeckt."
Und mit der Kugel ladet träumend
Er das Gewehr — und spannt den Hahn; —
Da sieht er, wie ein Mustang schäumend
Mit einem Jüngling jagt heran.
Er sieht ihn nach dem Strome jagen,
Den Jüngling sinken in der Fluth;
Da treibt es ihn, die That zu wagen,
Vielleicht versöhnt sie jenes Blut! — —
Wer kämpft dort mit des Stromes Brandung?
Es ist der wilde Jägersmann, —
Die Wogen wehren ihm die Landung,
Doch kämpft er kühn und muthig an.
Mit kräft'gem Arm hält er umschlungen
Den Jüngling, — zieht ihn mit sich fort;
Er hat den finstern Fluch bezwungen,
Und diese Rettung sühnt den Mord. —
Gerettet liegt am Strand der Bleiche;
Ernst schaut und still der Jägersmann;
Fern rauscht es in der Lebenseiche:
„Es ist gesühnt, was du gethan!"

Das Corsarenkind.

Auf dem Südmeer, auf dem großen starken Schiff
steht der Corsar,
Der schon lange der Matrosen und der Kaufherrn
Schrecken war.
Seine schwarzen Haare fliegen wild um's braune Angesicht,
Und sein Blick, gewohnt zu siegen, schauet fest in's
Sonnenlicht.

Gleich dem Feldherrn, der nun wieder siegreich blickt
auf's Feld der Schlacht,
Blickt er auf das Meer hernieder, auf den Schauplatz
seiner Macht;
Blickt er auf die wilden Fluthen, die er schon so oft
bezwungen,
Wenn, umzuckt von Blitzesgluthen, sie ihr Schlachtlied
ihm gesungen.

Aber sieh', mit sanftem Lächeln nahet ihm ein Knabe
hold,
Weiche Meereslüfte fächeln seiner Haare glänzend Gold.
Seine kleine weiße Rechte faßt die starke rauhe Hand,
Die im mörd'rischen Gefechte oft umher den Tod gesandt.

Und das dunkle Auge schauet in den Himmel, welcher rein
In des Kindes Auge blauet, wie die Fluth im Mondenschein;
Und der Blick wird beinah milde, der sonst sprüht in wilder Gluth,
Wie er auf dem holden Bilde einen Augenblick geruht.

Sinnend steigt er dann hinunter und der Knabe bleibt allein,
Auf und nieder hüpft er munter, roth umstrahlt vom Abendschein.
Sieh', da kommt mit tollen Sätzen Domi zu dem Kinde her,
Den sie mit geraubten Schätzen führen über's weite Meer.

Armer Domi! In den Zweigen des Baobab *) hundertmal
Sahst du sich die Sonne neigen, glühend roth im Senegal;
Als sie jüngst dir aufging, hatten sie aus grüner Waldesnacht,
Aus dem tausendjähr'gen Schatten dich auf's wilde Meer gebracht.

---

*) Affen-Brodbaum, Adansonia digitata, am Senegal und auf den Inseln des grünen Vorgebirgs, bis 80 Fuß hoch, oft so dick, daß 12 Männer ihn nicht umklammern können; er senkt seine langen Aeste, große Lauben bildend, zur Erde nieder, und soll ein Alter von mehreren tausend Jahren erreichen.

Achtzig Fuß emporgeschossen stand der alte Baobab,
Welcher dir und den Genossen seinen kühlen Schatten gab.
Seine tausendjähr'gen Aeste trugen Blüth' und Früchte reich,
Raum darin für tausend Gäste, — welch' ein Haus war deinem gleich?

Doch auf freien Schiffesräumen hast den Brodbaum du vergessen,
Masten hast du nun statt Bäumen, Nüsse gibt man dir zu essen,
Mit dem Knaben, mit dem holden Sohne deines wilden Herrn,
Seinen Locken, reich und golden, spielest du wohl oft und gern.

Jetzt mit komischen Grimassen springet Domi um das Kind;
Astolf's Händchen will ihn fassen, aber neckend und geschwind
Hascht er seine rothe Mütze, dann mit Hast und mit Geschicke
Klettert er zur Mastenspitze auf dem schwanken Leiterstricke.

Oben steht er triumphirend, seinen weißen Affenscheitel
Mit der rothen Mütze zierend, wie ein Stutzer, stolz und eitel;

Und man kann es wohl vergeben dem gebornen Kleideraffen, *)
Sieht man, wie die Menschen streben, sich zu solchen umzuschaffen.

Domi nickt und schneidet Fratzen nach der Kleideraffen Art,
Streicht mit seinen braunen Tatzen seinen schönen Backenbart.
„Domi!" ruft Astolf, „komm schnelle nur herab, du böser Dieb,
Sonst, du neckischer Geselle, hat dich Astolf nicht mehr lieb."

Doch der Affe steht erhaben auf der Leiter höchster Spitze,
Ueber's Meer hält er des Knaben schöne neue Sammetmütze;
Da ergrimmt das Kind, zur Leiter eilt es, klettert ohne Zagen
Immer weiter, immer weiter, seine Mütze zu erjagen.

Oben steht es, nah' dem blauen glanzerfüllten Abendhimmel; —
Neben ihm, aus luft'gen Tauen strebt der Masten dicht Gewimmel; —
Ueber ihm des Vaters Fahne, stolz geschwellt und roth wie Blut
Schwebt sie über'm Oceane, — unter ihm die grüne Fluth.

---

*) Bunter Mone, Monichus mone, Simia varia.

Seine Blicke, froh erschrocken, fliegen über's weite
Meer,
Golden weben seine Locken eine Glorie um ihn her,
Wie ein Engel steht es heiter in der Purpurwolken Saum,
Wie auf goldner Himmelsleiter Jacob Engel sah im
Traum.

Rein vergessen ist die Mütze, und der Affe obendrein,
Dieser springt von höchster Spitze in den Mastkorb
jetzt hinein,
Schaukelt sich mit tollen Scherzen, doch das Kind
nimmt's nicht in Acht,
Denn es trägt im kleinen Herzen jetzt der Schöpfung
Wunderpracht.

Auf's Verdeck tritt eben heiter der sonst finst're Capitain,
Welch' Entsetzen! auf der Leiter sieht er seinen Knaben
stehn,
Wo erfahrene Matrosen nur sich wagen ohne Grauen,
Muß sein Kind er bei den großen schwindelnd hohen
Masten schauen.

Starr, als wie vom Blitz getroffen, steht der kühne
wilde Mann;
Denn kein Ausweg ist zu hoffen, daß das Kind herun-
ter kann.
Rückwärts kann's ihm nicht gelingen, stürzen muß es,
— sich zerschmettern! —
„Nein! in's Meer muß es sich schwingen, dorten hat
es uns zu Rettern."

Und er ruft mit Donnerstimme: „Astolf, spring' in's Meer geschwind!" —
Vor des Vaters finsterm Grimme wohl erbebt das arme Kind,
Doch es kann sich nicht entschließen, furchtbar rauscht die wilde Fluth.
„Frisch! sonst muß ich auf dich schießen!" — In verzweiflungsvoller Wuth
Greift er nach der Büchse, bebend ruft er: „Frisch! ich drücke ab!" —
Sich in Todesangst ergebend, springt das Kind in's Meer hinab.

Jetzt ein Fall — ein dumpfes Rauschen, — „Frisch Matrosen! es hat Noth!"
Starr, mit athemlosem Lauschen steht der Vater — „Teufel! todt!" —
Schreit er plötzlich; aus den Wogen ziehn sie eben es herauf,
Doch sein Antlitz ist verzogen, Todesschatten ruhen d'rauf.

Um das Kind auf dem Verdecke machen Alle sich zu schaffen, —
Da, entschlüpfet dem Verstecke, sehen plötzlich sie den Affen,
Voll von Neugier steigt er leise mit der rothen Sammetmütze
Näher zum besorgten Kreise, von der hohen Mastenspitze.

Wilden Blickes bei dem todten Kinde knie't der Capitain.
Plötzlich sieht er mit der rothen Mütze hoch den Affen stehn;
Und es zuckt in seinem Herzen wie ein Blitz in finst'rer Nacht,
Er ergreift in heißen Schmerzen seine Büchse — schießt — es kracht. —

Von dem Knall erweckt, erschrocken, schlägt das Kind die Augen auf,
Schüttelt seine nassen Locken, blickt dann bang zum Mast hinauf.
Von dem raschen Pulverblitze liegt der arme Domi todt,
Hält noch fest die Sammetmütze, jetzt von seinem Blute roth.

Blaß sind des Corsaren Wangen, doch sein Blick strahlt heil'ge Lust,
Von dem rauhen Arm umfangen, lebt das Kind an seiner Brust;
Astolf's Wange lieblich röthet jetzt des Abends letzter Strahl; —
Der Corsar, der wilde, betet, und er weint zum erstenmal.

Der Auswanderer.

Die Anker sind gelichtet, schwarz wallt empor der
Rauch,
Die Segel sind gerichtet, es weht ein frischer Hauch.
Jetzt über die Wogen schallet laut ein Kanonenschuß,
Und wie er dumpf verhallet, rauscht schäumend auf
der Fluß.
Ein Mann lehnt an dem Steuer mit ernstem Angesicht,
Es blitzt ein edles Feuer aus seinem Auge licht,
Doch bleich sind seine Wangen, als hab' die dumpfe Luft
Ihn kürzlich noch umfangen von einer Kerkergruft.
Auf jener Thürme Schimmer ruht lang sein Aug' und
fest,
Auf dem Ufer, das für immer er trotzig nun verläßt;
Nicht zuckt er mit dem Munde, nicht winkt er mit der
Hand,
Im Innern brennt die Wunde, der Schmerz um's Va-
terland.
Zu seinen Füßen sitzet ein hoher, edler Greis,
Sein helles Auge blitzet, sein Haar ist silberweiß:
Vom Land, das ihn als Knaben, als Mann, als Greis
gekannt,
Wo liegt sein Weib begraben, zieht er am Grabesrand.
Die Tochter ihm zur Seite, mit Zügen himmlisch
rein,

Blickt nicht hinaus in's Weite, nicht nach der Thürme
Schein,
Weil sie ihr Kind am Herzen, an der Hand den Gatten hält,
Ihre Welt voll Lust und Schmerzen mitnimmt zur neuen
Welt.
Die Ufer sind zerronnen, nur Himmel rings und Fluth,
Es steigt das Licht der Sonnen herauf in heller Gluth;
Da von dem Steuer wendet der Junge sein Gesicht,
Und schauet ungeblendet empor in's Sonnenlicht.
„Gegrüßt, die du in Flammen dort herrlich steigst
herauf,
„Wir wandern ja zusammen, nach Westen geht der
Lauf;
„Schon ist das Land versunken, das mir nur Ketten bot,
„Ein neuer Lebensfunken glüht auf im Morgenroth.
„Leb' wohl, du schöne Leiche, leb' wohl Germania!
„Wie jene anmuthreiche Prinzessin liegst du da
„In einem Zauberschlafe, und rings schläft Jedermann —
„Wo lebt der kühne Brave, der dich erwecken kann? —
„Es schlafen deine Ritter, es schläft dein heilig Recht,
„Es schläft im Dornengitter ein schläfriges Geschlecht,
„Es schlafen die Gedanken, es schläft das freie Wort,
„Die Disteln und Dornenranken, die wuchern fort und
fort!
„Den Dichterwald durchschallet ein Schmerz- und Liebeschor,
„Wie Schlummerlieder hallet er in dein schläfrig Ohr;
„Von seinen eignen Schmerzen singt jeder Sänger traun,

„Von seinem großen Herzen Zaunkönig in dem Zaun.
„Sie lassen dich, Hohe! träumen und kümmern sich
nicht um dich,
„Sie zwitschern in Blüthenbäumen und rupfen in Blättern sich!
„Klingt denn im Vaterlande kein Auferstehungston? —
„Lös't deine Schlummerbande dir denn kein Königssohn? —
„Ich wollte dich erwecken mit einem Feuerkuß,
„Ich wollte dich erschrecken mit lautem Donnergruß,
„Ich wollte dich erretten: weil ich nicht singen kann,
„So rasselt' ich mit den Ketten, und rief dir wie
ein Mann.
„Das Alles ist vorüber, mein wilder Seelensturm
„Hat ausgetobt sein Fieber in einem dunklen Thurm. —
„So schlaf' nun meinetwegen und träume ungeschreckt,
„Bis dich mit Donnerschlägen der jüngste Tag erweckt!“ —
Er ruft's, es bebt im Grimme sein kühnes, wildes
Herz —
Da trifft ihn ihre Stimme, voll Liebe und voll
Schmerz,
Er faltet die Hände leise, als ob er beten wollt',
Legt sie auf's Haupt dem Greise, dem Kind auf's Lokkengold:
„Verzeiht, verzeiht dem Wilden,“ so ruft er plötzlich
weich,
„Verzeihet ihm, ihr Milden, ich bin ja froh und reich;
„Denn mein sind ja geblieben drei Herzen treu und
hold,

„Auf den Häuptern meiner Lieben das Silber und das
Gold.
„Ich komme mit edlen Schätzen, Amerika, zu Dir!
„Wirst Du dies Kleeblatt schätzen? es trägt der Blätter vier,
„Des Mannes kräft'ge Wahrheit, die Frauenliebe mild,
„Des Alters heil'ge Klarheit, der Kindheit Himmelsbild!
„In deine Erde pflanze ich dieses Kleeblatt ein,
„Mag es in neuem Glanze in der neuen Welt gedeih'n!
„Aus diesem schwarzen Sarge, darin man uns verbannt,
„Geh'n wir, wie aus der Arche, in der Verheißung
Land!"
Er spricht's, blickt hoffnungstrunken in's goldne Sonnenlicht,
Von einem Himmelsfunken erglüht sein Angesicht;
Sie leuchtet wie eine Lilie, der Greis wie Mondlicht
hehr,
Eine heilige Familie zieht über's blaue Meer.

Kennt ihr die Nacht, die hehre, wie sie im Süden ruht,
Auf spiegelklarem Meere, auf glanzverklärter Fluth?
Wenn alle Wogen träumen den wunderreichsten Traum,
Wenn alle sich umsäumen mit lichtem Silbersaum,
Wenn gleich dem Feenglanze das weite Element
In einem Riesenkranze von blauen Flammen brennt?
Die schimmerndsten Prairieen sind nicht so reich an
Pracht,

Als die Meereswellen ziehen in einer solchen Nacht;
Und der Erde Blumen blühen so schön und feurig nicht,
Als die da drunten glühen, wo sich die Woge bricht.
Da drunten, wo tiefe Ruhe in Schlaf die Fluthen wiegt,
Wo in krystall'ner Truhe die Perlenmuschel liegt,
Wo sich die Meeresfahne entfaltet im Purpurschein,
Wo tief im Oceane glüht der Korallenhain. —
Und herrlich über dem Meere wölbt unermeßlich weit
Der Himmel sich, der hehre, in Glanz und Herrlichkeit:
Da kommt durch die Aetherwogen hoch über der Meeresfluth
Das Sternenschiff gezogen in diamant'ner Gluth;
Da flammt aus Wolkennächten in wunderbarem Reiz,
Entzündet von Himmelsmächten, des Südens goldnes Kreuz.
Wenn die Mitternacht gekommen, steht's senkrecht über dem Meer,
Erst wenn der Tag erglommen, verbleicht das Sternbild hehr.
Der Schiffer blickt zum Sterne und spricht, wenn er sich neigt:
„Der Tag ist nicht mehr ferne, das Kreuz des Südens bleicht."

's ist Mitternacht,
Das Kreuz des Südens strahlt in heller Pracht:
Da still heran
Zieht jenes schwarze Schiff auf lichter Bahn,

Ein Riesensarg,
Der jüngst im Schoos so reiches Leben barg.
Doch Monden schon
Sind, seit es fröhlich auszog, ihm entflohn.
In grauer Ferne
Verblichen mit der Heimath sind die Sterne;
Kein Hesperus
Winkt mit bekanntem Strahl den Abendgruß.
Und leise nur
Zieht es heran, kaum zeigt das Meer die Spur.
Die schwarze Fahne
Senkt traurig sich hinab zum Oceane,
Und bei dem Steuer
Steht Er, erloschen ist des Auges Feuer.
Starr, kalt wie Stein,
Steht geisterhaft er da im Mondenschein;
Sieht, wie im Traum
Gestalten steigen aus des Schiffes Raum.
Sie treten leis'
Auf das Verdeck, bei ihnen steht der Greis.
Sein Angesicht
Strahlt wie verklärt im hellen Mondenlicht;
Und wie er winkt,
Die Hülle von des Todes Opfern sinkt:
Erblichen liegt
Das Kind, an's todte Mutterherz geschmiegt.
Der Greis erhebt
Den klaren Blick, doch seine Stimme bebt:
„Senkt sie hinab
„In das krystall'ne wunderbare Grab,

„Von Glanz erhellt;
„Der Himmel selbst hat drauf sein Kreuz gestellt.
„Ihr Sel'gen zwei,
„Ihr seid am Ziel, der Tod nur macht ja frei!"
Er schweigt und winkt,
In's Meer die Mutter mit dem Kinde sinkt.
Es rauscht die Well',
Dann liegt sie wieder glatt und still und hell.
Starr, kalt wie Stein,
Steht Er noch immer dort im Mondenschein;
Sieht, wie im Traum
Die Sterne wandeln an des Himmels Raum;
Sieht, wie die Nacht
Verbleicht mit ihrer wunderbaren Pracht;
Sieht, wie das Licht
Auf's neu' sich glänzend in den Wogen bricht.
Doch unverwandt
Blickt Er in's Meer — da ruft der Schiffer: Land!
Aus tiefem Traum
Starrt er empor, sein Aug' erblickt den Saum
Der neuen Welt,
Vom jungen Morgen rosenroth erhellt.
Da ruft er laut:
„Amerika! Du jetzo meine Braut!
„Im Morgenroth
„Schwör' ich Dir Lieb' und Treue bis zum Tod!"

Es donnern die Kanonen, des Krieges wild Getos'
Durchdringt der Wildniß Schweigen, des Urwalds dunklen Schoos;

Hoch fliegen der Freiheit Fahnen, umwallt vom Pulverdampf,
Begeistern ihre Treuen im heißen, wilden Kampf.
Wo laut die Hörner schmettern auf blutgetränktem Plan,
Ein Blitz in dunklen Wettern stürmt siegreich er heran;
Als hab' der Todesengel ihm heut sein Schwert gelieh'n,
So mäht, wie welke Stengel, sein Arm die Feinde hin.
Und wie die Nacht sich senket auf's blut'ge Schlachtenfeld,
Da ist das Werk erfüllet und sterbend liegt der Held:
„Den Schwur hab' ich gehalten, geschworen im Morgenglanz,
„Ich drück' auf die freie Stirne Dir, Braut, den Siegeskranz."
Begeistert strahlt sein Auge, blickt sehnsuchtsvoll empor,
Da flammt das Kreuz, das hehre, aus dunkler Wolken Flor;
Sein Herz fühlt er erhoben vom lichten Himmelsgruß:
„Bald knieen wir Alle droben an deinem goldnen Fuß!"
Da tritt im Mondenglanze heran der hohe Greis,
Auf's blasse Haupt des Sohnes legt er die Hände leis':
„Freiheit! erhab'ne Freiheit! du thronst unsterblich dort,
Nimm ihn in deine Arme, und halt' ihm droben Wort!"

Trauerweide.

Trauerweide! Trauerweide!
Warum senkst in tiefem Leide
Du die Zweige still herab?
Neigest dich auf jedes Grab?
Warum nicht in heit're Lüfte,
In das Meer der Aetherdüfte
Hebst du frisch und frei das Haupt?
Wer hat dir das Glück geraubt?
Trauerweide, laß dich fragen,
Welches Leid hat dich geschlagen? —
Von dem letzten Wort erschüttert,
Sah ich bang die Weide schwanken;
Wie von mächt'gem Sturm durchzittert,
Sah ich beben sie und wanken.
Säuselnd durch die schlanken Zweige
Drang ihr Wort, das schmerzenreiche:
„Trauerweide ist mein Namen,
Und mit Recht,
Leid und Trauer trägt im Samen
Mein Geschlecht.
An der Trauer ich mich weide
Ewiglich;
Denn der Herr sprach: Traure, Weide,
Still für mich!

Ach! ich ward vom sünd'gen Hohne
Frech mißbraucht,
Ward in's Blut vom Gottessohne
Einst getaucht.
Meine Zweige, wild geschwungen
Von der Wuth,
Tranken, willenlos gezwungen,
Heilig Blut.
Doch in's Mark von meinem Leben
Drang sein Schmerz;
Nimmer kann ich mich erheben
Himmelwärts;
Und sein Blut, das ich vergossen,
Beugt hinab
Meine Zweige, wie sie sprossen,
Still zum Grab.
Wie sein Leben gab der Eine
Allen hin,
So auf allen Gräbern weine
Ich um Ihn!

Kreuzschnäbel.

Das finstre Werk des Hasses war vollendet,
Am Kreuze hing der Heiland lilienweiß;
Den frommen Blick zur Mutter hingewendet,
Floß von der Stirne ihm der Todesschweiß.
Sein heilig Blut entströmte jeder Stelle,
Wo scharf ein Nagel ihm in's Leben drang;
Es strömte auf Maria purpurhelle,
Die, in Verzweiflung starr, das Kreuz umschlang.
Und jeder Tropfen, der hernieder rollte,
Sank heiß und schwer ihr, wie ein Stein, auf's Herz;
Doch keine Thräne lindernd fließen wollte,
Um abzuwälzen ihren Todesschmerz.
Da sinkt der Mutter Leid, das gränzenlose,
Als Trauerschleier auf die ganze Welt,
Der von der Palme bis zum niedern Moose
Die ganze Schöpfung bang umwunden hält.
Es herrschet rings ein schreckenvolles Schweigen,
Des Lebens Pulsschlag stockt in der Natur, —
Kein Laut erklingt aus den gesenkten Zweigen,
Denn Alles lauscht der Mutter Jammer nur.
Und wie sie mit dem langen Haar die Wogen
Des warmen Lebensquells zu hemmen strebt:
Zwei Vöglein zitternd kommen hergeflogen,
Die kleine Brust vom Mitleid ganz durchbebt.

Sie flattern ängstlich, schlagen mit den Schwingen,
Und wie der Heiland mehr und mehr erblaßt,
Sie hin zu jenen Schmerzensquellen dringen,
Die Nägel mit den Schnäbeln kühn gefaßt,
Die beiden Vöglein emsig sich befleißen,
Dem starren Kreuz die Nägel zu entreißen.
Sie mühen sich und wollen nicht ermatten,
Ob auch die kleine schwache Kraft nicht reicht,
Ob auch im letzten dunkeln Todesschatten
Das Gotteshaupt des Heilands still sich neigt;
Erst wie die müden Schnäbelein sich bogen,
Da sind sie still und traurig weggeflogen.
Doch dieser Vöglein treue Lieb' zu preisen,
Die sie dem Heiland an dem Kreuz bewährt,
Hat man Kreuzschnäbel sie seitdem geheißen,
Weil er die Liebe auch im Schwachen ehrt.

Die Legende vom heiligen Rupert.

Nah bei Bingen's Felsenufer,
Wo der Rhein im Wirbel saus't
Und im wilden Wellentanze
Nach der Tiefe donnernd braus't,
Lebte an der Mutter Seite
Einst ein Knabe hold und mild,
Rupert, der an Reiz und Güte
War der Mutter Ebenbild.
Zu dem Fürstenthron geboren,
Eines stolzen Herzogs Sohn,
Der im Streite früh gefallen
Um die oft bedrohte Kron',
Reizte diesen sanften Knaben
Nie ihr Glanz mit Perl' und Stein,
Und der Freudenthränen Schimmer
Schien ihm herrlicher zu sein.
Armen Kindern, die er frierend,
Weinend auf der Straße fand,
Gab er nach des Heilands Lehre
Oft das eigene Gewand;
Brachte sie zu seiner Mutter
In das herzogliche Schloß,
Flehte in des Mitleids Tönen,
Während seine Thräne floß:

„Mutter, dies sind Eure Kinder,
Nehmt Euch liebend ihrer an,
Was ihr thut an dieser einem,
Brüder, habt ihr mir gethan.
Dies ist Jesu Christi Lehre!
Theure Mutter, zürne nicht,
Daß, wie Christus es geboten,
Rupert Brod den Armen bricht!“
Und die Fürstin drückte liebend
Ihren Knaben an das Herz,
Und in heil'ger Ahnung blickte
Fromm ihr Auge himmelwärts.
So dem innern Drange folgend
Und des Heilands mildem Wort,
War als zarter Knabe Rupert
Schon der Armen Trost und Hort.
Wie ein kleiner Engel schwebte
Rettend er von Haus zu Haus,
Um zu theilen Armen, Kranken
Seine milden Gaben aus.
Eines Abends kehrt' er selig,
Einen Himmel in der Brust,
Von den frommen Wanderungen
Zu der Mutter heim mit Lust.
Sinnend ging er an dem Strande,
Vor dem schönen klaren Rhein,
Und ihm war, als wiege murmelnd
Ihn die Fluth in Schlummer ein.
Hin an eines Hügels Seite
Legte Rupert sich zur Ruh',

Und des Schlummers Genius drückte
Leise ihm die Augen zu.
In den Schlaf des Kindes senkte
Sich ein himmlisches Gesicht,
Wie der stille Wasserspiegel
Wiederstrahlt der Sterne Licht.
Eine tiefe Stille herrschte
In der Schöpfung weitem Raum,
Hell und glänzend schien die Sonne,
Wie es nimmer sonst im Traum.
Ihre Strahlen tanzten flimmernd
Auf dem wunderschönen Rhein,
Der, im höchsten Glanze schimmernd,
Schien ein Strom voll Edelstein'.
An dem Ufer sah er stehen
Einen Greis so hoch und mild,
Mit dem schönsten Angesichte
Ein erhaben heilig Bild.
Viele muntre Knaben sprangen
Fröhlich in den hellen Rhein,
Und der Greis wusch in den Fluthen
Alle Knaben weiß und rein.
Aus dem Wasser stiegen Alle
Schöner, blühender hervor,
Sieh', da hob sich aus den Fluthen
Eine Wunderau' empor.
Würz'ge Kräuter, tausend Blumen
Prangten d'rauf in süßem Duft,
Hauchten ihre Wohlgerüche
In die reinste Maienluft.

Hohe, stolze Bäume strebten
Aus dem blühenden Gesträuch,
Weiß' und rothe Blüthe schmückte
Sie mit goldner Frucht zugleich.
Zu der Bäume Blüthenkrone
Aus der Zweige grüner Nacht
Flogen Vögel auf und nieder
In der Farben höchster Pracht.
Und wie neben Blüthen schwellte
Goldne Frucht im Blätterdrang,
Bei den Vögeln sich gesellte
Farbenpracht zu Himmelsklang.
Und der Greis rief alle Knaben
Auf der Insel Wunderstrand,
Und bekleidete sie alle
Mit dem reinsten Schneegewand.
Darauf wies er auf der Blüthen,
Auf der Früchte Ueberfluß,
Weihte sie den muntern Knaben
Zum entzückenden Genuß.
Von dem Anblick hingerissen,
Rupert sprach zum hohen Greis:
„Laß mich mit den andern Knaben
Auf der Insel sel'gem Kreis."
Sprach der Greis zu ihm: „Auf Erden,
Rupert, ist dein Bleiben nicht;
Früh wirst du erhoben werden
Zu der Heimath höh'rem Licht.
Reich an Freuden ist der Erde
Wundervolles Blüthenland

Für ein Herz, das friedlich wallet
In der Unschuld Schneegewand.
Aber höh're Wonnen strahlen
In des Himmels gold'nem Licht,
Und dein reiner Blick wird schauen
Der Verklärten Angesicht.
Was mit himmlischem Erbarmen
Deinen Brüdern du gewährt,
Wird in Jesu Christi Armen
Dir zum reinsten Lohn verklärt.
Denn es bauten fromme Thaten
Eine Brücke dir hinauf,
Und der Liebe goldne Saaten
Gehen dort dir herrlich auf."
Und als Rupert aufwärts blickte,
Da erhob sich wunderbar
Aus der Insel Blüthenbäumen
Eine Brücke hell und klar.
Durch der Lüfte blaue Wogen
Bis zum fernen Himmelsstrand
War der schönste Regenbogen
Hoch und glänzend ausgespannt.
Viele heil'ge Engel schwebten
Aus des Himmels sel'gen Höh'n,
Hin und her mit lichten Schwingen
Auf der Brücke, wunderschön.
Hoch, von Glanzgewölk umgeben,
In dem hellsten Strahlenschein
Saß der heil'ge Christusknabe,
Und Johannes, fromm und rein,

Kniete vor dem heil'gen Kinde,
Das in süßer Unschuld Lust
Sanft ein weißes Lämmchen drückte
An die himmelreine Brust.
Da zwei kleine Engel schwebten
Hin zu ihm mit dem Gewand,
Welches einem armen Knaben
Jüngstens schenkte Rupert's Hand;
Christus von den Engeln beiden
Ließ in das Gewand sich kleiden.
„Rupert hat mir dies gegeben,"
(Sprach er zu der Engelschaar)
„Darum will ich ihn erheben
Und ihn kleiden himmlisch klar;
Denn ich sag' euch: Was auf Erden
Ihr an meinen Brüdern thut,
Wird euch hier vergolten werden
Mit des Himmels höchstem Gut."
Von der reinsten Wonne trunken,
Schlug des kleinen Rupert Brust;
Doch da war der Traum verschwunden
Und des Himmels Glanz und Lust.
Als er sehnend vor sich schaute,
Jener Knabe vor ihm stand,
Dem er jüngst in frommer Milde
Gab das eigene Gewand.
Und des Traumes sel'ge Deutung
Trug er still in seiner Brust,
Welche Sehnsucht heiß verzehrte
Nach des Himmels Glanz und Lust.

Dieser Erde Reiz und Freuden
Schienen ihm so kalt und bleich;
Seine fromme Seele strebte
Heimwärts nach dem Himmelreich.
Seine ganze reiche Habe
Gab er Dürftigen zum Theil;
Wallte nach dem heil'gen Grabe,
D'raus erblüht der Menschheit Heil;
Weihte dann der Krankenpflege
Seine letzte Lebenskraft,
Bis der Tod den Geist erlös'te
Aus der Hülle enger Haft.
Auf dem Grabe Rupert's glänzte
Manche Thräne hell und rein,
Und die Frömmigkeit umstrahlet
Rupert's Haupt mit heil'gem Schein.

Kloster „Noth Gottes" bei Geisenheim.

(Volkssage.)

Seht ihr das Kloster droben
Vom Abendroth umwoben?
Hört ihr, wie's Glöcklein läutet,
Und wißt ihr was bedeutet
Der Name, den es trägt?

Einst trugen diese Räume
Viel hohe Waldesbäume;
Wo Glockentöne klingen,
Da hört' man fröhlich singen
Im Wald die Vögelein.

Und wo zum Himmel streben
Die Klosterthürme eben,
Da hob zur Wolkenzone
Die luft'ge Blätterkrone
Die Buche stolz empor.

Zu ihren grünen Hallen
Sah man die Pilger wallen;
Denn in des Stammes Zelle
Da thronte, sanft und helle,
Ein Muttergottesbild.

Ein Licht so süß und milde
Strömt' aus dem Heil'genbilde;
Es war ein Himmelsfrieden
Dem stillen Ort beschieden;
Hier klang kein Jägerhorn.

Einst ging im Abendscheine
Ein Jude dort alleine,
Er sah die Strahlen funkeln
Aus grünem Waldesdunkeln,
Und trat heran zum Baum.

Da steht im Strahlenglanze,
Umwölbt vom Blätterkranze,
Maria mit dem Sohne. —
In ungeheurem Hohne
Erbebt sein finst'res Herz.

Erfaßt von wildem Hassen,
Muß er das Messer fassen;
Er stößt mit einem Fluche
Es in das Herz der Buche:
„Noth Gottes!“ ruft's im Baum.

Und mit verstörten Sinnen
Sieht blut'ge Tropfen rinnen
Er aus der frischen Wunde —
Er flieht entsetzt — zur Stunde
Erlahmt die rechte Hand.

Und, wo's im Baum gerufen,
Steht jetzt auf heil'gen Stufen
Ein Altar; mild und helle
Thront dort in der Kapelle
Das Muttergottesbild.

Das Marienbild zu Dieburg.

In Dieburg zur Kapelle
Wallt Alles, Groß und Klein,
Und knie't an heil'ger Stelle,
Und schaut verwundert drein.

Denn lächelnd blicket wieder
Dort von dem Hochaltar
Die Muttergottes nieder,
Die lang verschwunden war.

Es war im Kriegestoben,
Die Schweden stürmten wild,
Da plötzlich war verstoben
Das wunderthät'ge Bild.

Da lag in heißen Zähren
Das Volk vor dem Altar,
Und Niemand konnt' erklären,
Wie dies geschehen war.

Nur einer Edeldame,
Der war es wohl bekannt;
Doch hat der Frauen Name
Die Sage nicht genannt.

Sie kam zu der Kapelle
Dreimal an jedem Tag,
Wo sie auf heil'ger Schwelle
Vor der Maria lag.

Sie kam in heißem Grämen,
Erfüllt von Angst und Grau'n,
Um Abschied still zu nehmen
Von unsrer lieben Frau'n.

„Die Schweden ziehen morgen,
In diese Mauern ein;
Ich fliehe, um geborgen
Im fremden Land zu sein.

Wie werd' ich an dich denken,
Maria, du mein Stern!
Mich weinend um dich kränken,
Bin ich dir bald so fern!"

Da spricht's in süßem Tone
Vom Hochaltare leis':
Ich geh' mit meinem Sohne
Heut' mit dir auf die Reis'.

Durchzuckt von heil'ger Wonne,
Hebt von dem hohen Schrein
Die Dame die Madonne,
Und hüllt sie leise ein.

Dann wird die Staatskarosse
Bepackt und wohl bespannt,
Und vor dem wilden Trosse
Flieh'n sie in fernes Land.

Dort lebt die Frau verborgen
Von Wenigen gekannt,
Ihr Sinnen und ihr Sorgen
Marien zugewandt.

Und als sie nah' dem Sterben,
Spricht sie zur Zofe mild:
Mein Gut soll die Armuth erben,
Du das Marienbild.

Doch mußt du mir versprechen,
Daß ich beruhigt sei,
Dreimal vor ihm zu sprechen
Des Tags die Litanei.

Die Zofe schwört's, in Frieden
Die Frau im Tode ruht,
Der Armuth wird beschieden
Ihr reiches Hab' und Gut.

Die arme Zofe quälet
Im Dienst sich ab als Magd,
Doch hat sie nie verfehlet,
Was sie ihr zugesagt.

Doch einst sinkt sie in Zähren
Hin vor dem heil'gen Bild:
Woll' meine Bitt' gewähren,
Maria, Mutter mild!

Du siehst, ich bin beflissen,
Zu halten meinen Eid;
Doch will die Herrschaft missen
Kein Augenblickchen Zeit.

Drum thu' mir den Gefallen,
Du, süß wie Honigseim,
Voll Hulden hinzuwallen
Zu der Kapelle heim. —

In Dieburg zur Kapelle
Strömt Alles, Groß und Klein,
Und knie't an heil'ger Stelle
Und schaut verwundert drein.

Denn lächelnd blicket wieder
Vom heiligen Altar
Die Muttergottes nieder,
Die lang verschwunden war.

Reisebilder.

Meisterlieder.

Charfreitag im Mainzer Dom.

Charfreitag ist's, den Himmel deckt ein Flor,
Wir seh'n in Thränen zu dem Kreuz empor,
Wo unser Heiland, ew'ger Liebe Hort,
Gekreuzigt wird, er, das lebend'ge Wort.
Und trüber noch scheint mir des Himmels Flor,
Und banger blick' ich zu dem Kreuz empor;
Bedenk' ich, daß, gekreuzigt fort und fort,
Ringt mit dem Tode das lebend'ge Wort.

An den Rhein.

Auf der Reise nach Holland.

Was ist aus dir geworden, schöner Rhein; —
Wie ist dein Wundertraum so rasch verflogen!
Wohin sind deine Hügel, grün von Wein,
Die reichen Auen, die du froh durchzogen;
Wo deine Burgen, die im Sonnenschein
Sich spiegelten in deinen klaren Wogen;
Wo die Romantik, die, voll Zauberpracht,
Vor allen Strömen herrlich dich gemacht? —

Das Schlimmste droht dir noch, du armer Rhein;
Du hast das Aergste noch nicht überstanden.
Bis jetzt blieb noch der edle Name dein;
Allein schon nahen wir den Niederlanden,
Dort erst beginnt die eigentliche Pein,
Dort machen sie dich, Hoher, ganz zu Schanden;
Nicht nur der Königsglanz sinkt dir vom Haupt,
Es wird sogar der Name dir geraubt.

Sie, die entsprossen deiner mächt'gen Fluth,
Die Waal, die Yssel, wie sie alle heißen,
Sie saugen aus dein bestes Herzensblut,
Und stoßen dich hinaus als schwachen Greisen.

Mein deutsches Herz entbrennt in Zornesgluth,
Ich möchte sie von deinem Herzen reißen.
Wie jenem unglücksel'geu König Lear,
Mein armer König Rhein, ergeht es dir.

An deinem Grab stand ich im Abendstrahl,
Sah dich, du armer Greis, voll tiefen Wehen
Hinschleichen in dem elenden Kanal,
Sah dich nach Leyden schmachvoll untergehen.
Da dacht' ich still: ist's denn das erste Mal,
Daß wir das Große also enden sehen?
Ach! nicht allein dem armen König Lear, —
So manchem edlen Dichter ging's, wie dir.

Wie Mancher hat einst stolz, wie du, geschäumt
Im Rausch der Phantasie und Liebeslust,
Hat ritterlich und königlich geträumt,
Der innern Kraft begeistert sich bewußt;
Wie mancher trug den Himmel goldumsäumt
Mit allen seinen Sternen in der Brust,
Und wanderte durch Leiden und durch Qual,
Wie du durch Leyden hinschleichst im Kanal.

Denkt an Camoëns, dessen Phantasie
Den Wunderglanz der neuen Welten barg;
Den Sternenkranz gab ihm die Poesie,
Im Hospital die Mitwelt einen Sarg;
An Spencer, dem den Glanz die Fee verlieh,
Und gegen den Britannia so karg; —
O denkt an ihn, der schuf das Paradies
Und den in Blindheit man im Elend ließ.

Nur wenig Dichter lebten schön, wie du,
Und sind so schön gestorben, Vater Göthe; —
Wie Thule's König, standst in heil'ger Ruh'
Du hehr und groß im Glanz der Abendröthe,
Und Keinem warfst du deinen Becher zu,
Daß schwächern Trank er deinem Volke böte;
Du trankst ihn aus und warfst ihn dann in's Meer,
Und aus der Tiefe holt ihn Keiner mehr.

O! es ist schön und herrlich, groß zu fallen,
Mit ungeschwächtem Geist, mit hellem Blick.
Ich will nicht mehr zu deinem Grabe wallen,
Sonst hadern muß ich, Rhein! mit dem Geschick.
Ich will dich thronen seh'n in Felsenhallen,
Im Königsglanz, in Kraft und Jugendglück;
In meinem theuren Vaterland allein,
In Deutschland, bist du groß, mein schöner Rhein!

Hermann de Ruyter *).

Die ernsten Spanier sitzen
Beim Mahl auf Loevestein,
Ihre dunkeln Augen blitzen,
Sie schauen düster drein.

Dezember ist's, entschwebet
Ist früh der Sonne Strahl,
Und Dämmerung umwebet
Den hohen Speisesaal.

„Bei den heiligen Martyren,"
(Spricht da der Commandant)
„Dürft' ich doch commandiren:
„„Zurück in's Vaterland!""

*) Hermann de Ruyter, ein Ochsenhändler aus Herzogenbusch, eroberte mit 3 seiner Genossen, als Mönch verkleidet, im December des Jahres 1570 die Veste Loevestein für den Prinzen von Oranien, und vertheidigte sie nachher mit 24 Mann gegen 300 Spanier. Als er der Uebermacht unterliegen mußte, zog er einen kühnen Heldentod der spanischen Gnade vor. Er sprengte sich mit Feinden und Freunden in die Luft.

„Was frommt es, daß Toledo
Vergießt der Ketzer Blut?
Sie weigern doch das Credo
Mit unerschrocknem Muth.“

„Was frommt es unserm Spanien,
Daß Egmont nicht mehr lebt,
So lang' uns der Oranien
Die Herrschaft untergräbt!?“

„Wär' ich, wo Alpen ragen,
Statt hier im Land der Schleußen;
Könnt' ich den Wolf dort jagen,
Statt hier die wilden Geußen.“

Des Spaniers Augen funkeln,
Er schauet düster drein;
Da tritt, vom Abenddunkeln
Umhüllt, ein Mönch herein.

Die schwarze Kutte faltig
Um breite Schultern wallt;
Er tritt heran, gewaltig
Und riesig von Gestalt.

Die hellen Augen schauen
So kühn im Kreis herum; —
Die Spanier faßt ein Grauen, —
Sie grüßen den Priester stumm.

An seiner starken Rechten
Da hängt kein Rosenkranz;
Ein Schwert schwingt er, zu fechten;
Es blitzt im Mondenglanz.

Die Kutte fällt, — im Stahle
Gepanzert steht er da, —
Nicht oft in solcher Schaale
Solch edeln Kern man sah.

Mit dreien der Genossen
Fegt er die Veste rein,
Viel spanisch Blut geflossen
Ist da auf Loevestein.

Als nun vernahm die Kunde
Duc d'Alve, der Tyrann,
Da sendet er zur Stunde
Hinaus drei hundert Mann.

Nur Zwanzig, treu ergeben,
Steh'n auf dem Loevestein,
Doch setzen die ihr Leben
Für ihre Ehre ein.

Perea ruft: „Ergebet
Euch spanischem Pardon,
Sonst habt ihr ausgelebet!" —
Da schallt de Ruyter's Ton:

„Wir wollen lieber sterben,
Und fallen mit Loevestein,
Als euren Pardon erwerben
Und Henkers Beute sein.“

Da donnern die Geschütze, —
Perea stürmt das Schloß;
Doch fest im Pulverblitze,
Steht da der kleine Troß.

Die hohen Mauern sinken; —
Nicht sinkt ihr hoher Muth,
Der Veste Trümmer trinken
Der Tapfern treues Blut.

„Wer kühn den Tod verachtet,
Herbei, herbei zu mir!
Schwingt euer Schwert und schlachtet
Den andalus'schen Stier.“

„Ihr habt mir zugeschworen,
Zu fallen mit Loevestein;
Eins bleibt uns unverloren! —
Das muß die Ehre sein!“

De Ruyter ruft's und schwinget
Mit Riesenkraft sein Schwert; —
Doch jetzt wird er umringet; —
„Fallt, ächter Helden werth!“

Das Pulver läßt er flammen,
Wie Donner schmettert's drein,
Und Freund und Feind zusammen
Begräbt der Loevestein.

Die Ehre blieb unbeleidigt,
Sie fielen mit Loevestein; —
Wer Loevestein so vertheidigt',
Der mußt' ein Löwe sein!

Das Schiff und die Jungfrau „Lydia Susanna“ zu Rotterdam.

Viele stolze Schiffe liegen
Hier an Bord vor Rotterdam;
Viele bunte Flaggen fliegen,
Schneeweiß glänzt der Mastenstamm.

Die Ostindienfahrer prächtig
Ruh'n hier aus vom Oceane,
Die Westindienfahrer mächtig,
Riesenrippige Leviathane.

Stolz und ruhig liegt vor Anker
Hier der starke Batavier,
Anmuthsvoller, höher, schlanker,
Die Elisa Sarah hier.

Doch vor allen schön zu schauen,
Dort ein Indienfahrer liegt,
Ueber seinen vielen Tauen
Eine Rosa-Fahne fliegt.

Hinten auf des Schiffes Spiegel
Stehet: „Lydia Susanna.“
Bald entfaltet es die Flügel,
Fliegt hinüber nach Havanna.

Stolz auf seinen schönen Namen,
Sich die schlanken Masten heben,
Denn die schönste aller Damen
Hat ihn ihrem Schiff gegeben.

Hinter blanken Fensterscheiben
Stehet Lydia Susanna,
Blicket nieder auf das Treiben,
Auf dem Segler von Havanna.

Lydia ist die junge, schöne,
Reichste Erbin dieser Stadt,
Deren Vater keine Söhne,
Doch vier schöne Töchter hat.

Vierzehn seiner Schiffe fahren
Auf dem weiten Indiermeer,
Jedes Schiff voll reicher Waaren,
Vierzehn Tonnen Goldes schwer.

Dieses hat zur Kirmes=Gabe
Er dem Liebling jüngst geschenkt,
Das nun bald mit reicher Habe
Seinen Flug nach Indien lenkt.

Durch das Fenster, spiegelhelle,
Schaut ihr blühend Angesicht,
Und sie blicket auf die Welle,
Lächelt vor sich hin und spricht:

„Beinah' scheint mir's, von uns beiden,
Die denselben Namen tragen,
Seist du, Schwester, zu beneiden,
Seh' ich dich so stattlich ragen.“

„Zwar um meinen Nacken schmiegen
Sanft sich golddurchwirkte Schleier,
Doch die Segel flattern freier,
Die dich, Hohe, leicht umfliegen.“

„Zwar der Vater schmückt die Locke
Mir mit schimmernden Brillanten,
Doch dich schmückt die Meeresflocke
Mit unzähl'gen Diamanten.“

„Von melod'scher Fluth umwoben,
Schweb' ich leicht im Festeskranz,
Doch, elastischer gehoben,
Fliegst du hin im Wellentanz.“

„In der Stube, hinter Scheiben,
Blüh' ich still, wie eine Rose,
Während dich die Winde treiben
Auf des Weltmeers weitem Schoose.“

„Und bei dir ist“ — süß erschrocken,
Bleibt sie stumm erröthend steh'n;
Auf das Schiff, mit dunkeln Locken,
Tritt der braune Capitain.

Bäume.

Im Haag geschrieben.

Es sprießen viel schöne Bäume
Auf dieser schönen Welt,
Sie streifen die Wolkensäume,
Sie streben zum Himmelszelt.

Die stolzen Cedern sprießen
Hoch auf dem Libanon,
Gekrönet sind die Riesen
Mit einer grünen Kron'.

Es wölben sich Bananen,
Auf Indiens weiter Au,
Umschlungen von Lianen,
Zu einem Wunderbau.

Wie Riesenhäuptling' stehen
Die Palmen hoch und mächtig,
Von ihren Häuptern wehen
Die grünen Federn prächtig.

Die Dattelpalme neiget
Ihr Haupt, so grün umhangen,
Daß es der Nixe gleichet,
Von Schlaf und Traum umfangen.

In ihre schwarzen Locken,
Schimmernd in blauem Glanz,
Flicht Indiens Kind aus Flocken
Des Champaks den goldnen Kranz.

Als Wunder des Westens strebet
Ein Baum zum Himmelsrand,
Der sich als Tempel hebet,
Erbaut von Gottes Hand.

Im ungeheuren Reiche
Des Urwalds, silberweiß
Hebt sich die Lebenseiche,
Des Waldes Riesengreis.

Doch lieber als alle Riesen
In fremder Wunderpracht,
Sind mir die Eichen, die sprießen
In deutscher Waldesnacht.

Sind mir die Buchen, die schlanken,
Die Ulmen, die hohen Fichten,
Die Hängebirken, die schwanken
Mit den Stämmen, den weißen, lichten.

Und mehr als zu Lebenseichen
In ihrer Silberpracht,
Zieht mich's zu dunklen Zweigen,
Entsprossen der Grabesnacht.

Nicht hier im Land der Prose
Möcht' ich einst schlafen gehn,
Nein, in der Heimath Schoose,
Wo grüne Bäume weh'n.

Sie rauschen heil'ge Träume
Den Schlummernden herab.
O pflanzt mir grüne Bäume
Einst auf mein deutsches Grab!

An der Nordsee in Scheveningen.

Reicht mir die Hand, Matrosen,
Und helft mir in den Kahn.
Wir schiffen auf dem großen,
Dem herrlichen Ocean.

Laßt frisch die Segel fliegen,
Stecht in die offne See!
Laßt ihre Brust mich wiegen!
Mir ist so wohl, so weh.

Dort jagen die weißen Wogen
Wie wilde Rosse heran,
Von flatternden Mähnen umflogen,
Auf unermeßlicher Bahn.

Sie tummeln sich kühn und blitzen
Im hellen Sonnenlicht;
Die weißen Flocken spritzen
Sie mir in's Angesicht.

O Reiz, nicht zu vergleichen,
O wundervolle Pracht!
Du Reichstes von allem Reichen,
Was Gott, der Herr, gemacht.

O! diesen Glanz zu schildern,
Vermag die Sprache nie;
Und dennoch sucht nach Bildern
Die rege Phantasie.

Bald wallet, wie Prairieen,
Die grüne ferne Fluth,
Durch die sich Streifen ziehen,
Voll dunkler Purpurgluth.

Bald rauscht es auf und funkelt
Aus tiefem Meeresschacht,
Bis wieder sich verdunkelt
Die königliche Pracht.

Bald rollt's in tausend Ringen,
Grünschuppige Schlangen, heran,
Die zischend uns umschlingen
Und drohen mit weißem Zahn.

Dann wieder wälzt es sich schimmernd,
Wie wallendes Silber, her;
Die Sonne wirft strahlend und flimmernd
Viel tausend Brillanten in's Meer.

Dann ringt es die schneeweißen Arme
Und rauschet und klaget im Schmerz,
Und wirft sich im tödlichen Harme
Der Mutter Erde an's Herz.

Jetzt wallt es düster und schaurig,
Ein riesiges Leichentuch,
Das Gott, der Richter, traurig
Um seine Erde schlug.

In Wonne und in Grauen
Jagt bald, bald stockt mein Blut,
Ich kann nur staunend schauen
Auf die räthselhafte Fluth.

Das Wort will mir erscheinen
Ein frevelhafter Spott;
Ich kann nur schauen und weinen
Und schweigend denken an Gott.

Die Fischerknaben.

Die Fischerknaben springen
Von Scheveningen her,
Sie stürmen heran und schwingen
Jauchzend sich in das Meer.

Sie lassen die Wellen schlagen
Um ihre braune Brust,
Sie lassen von ihnen sich tragen
In ungebändigter Lust.

Sie tauchen mit lautem Frohlocken
Hinab in die wogende See,
Und spritzen sich wild mit den Flocken
Mit des Meeres glänzendem Schnee.

Sie holen die Muscheln, die hellen,
Herauf aus der salzigen Fluth;
Sie tanzen auf hüpfenden Wellen
In kindischem Uebermuth.

Sie legen auf weiße Wogen
Sich wie auf ein Bett zur Ruh',
Die Nixe, vom Schaum umflogen,
Sieht ihnen lächelnd zu.

Leyden.

Dort in dem schönen Leyden stand ich im Abendschein
Und sah voll Wehmuth scheiden den königlichen Rhein.
Ich stand bei dem alten Bogen, dem Denkmal ferner Zeit,
Durch den einst der Römer gezogen in seiner Herrlichkeit.
Ich sah von der grauen Veste hernieder in's reiche Thal,
Durch alle die grünen Aeste glänzte der Sonnenstrahl.
Auf der Stadt, der Flur und den Wogen ruhte der Abend mild,
Es umfaßte der alte Bogen als Rahmen das schöne Bild.
Ich dachte, wie hier vor Zeiten der blutige Krieg gehaust,
Wie Waffengetöse und Streiten die stillen Mauern durchsaust.
Wie dort, wo durch Wiesen ergossen sich schimmernd die silberne Fluth,
In dunklen Strömen geflossen der Bürger purpurnes Blut;
Wie da, wo beladene Kähne den Ueberfluß bringen zur Stadt,
Des Hungers wilde Hyäne entfesselt gewüthet hat.
So beschwor ich schreckliche Zeiten und träumte von Krieg und von Tod,
Und friedlich lagst du, o Leyden! umflossen vom Abendroth.

Leyden im Jahr 1514.

Es war voll Glanz gekommen die Nacht so schön und rein,
Die lichten Sterne glommen in silberhellem Schein;
Umhüllt von Schlummerfrieden, lag ahnungslos die Stadt,
Wußt' nicht, was ihr beschieden die List des Spaniers hat.
Da zieht heran im Dunkeln Valdez mit Heeresmacht,
Der Spanier Waffen funkeln, es blitzt des Speeres Pracht;
Wohl über die grünen Weiden heran die Schlange zieht,
Umzingelt tückisch Leyden, eh' noch die Nacht entflieht.
Und als die Strahlen wecken Mann, Weib und Greis und Kind,
Gewahren sie voll Schrecken, wie sie umzingelt sind.
„Nicht sollst du mir entrinnen, Leyden, zum zweitenmal,
Ich schwör's, dich zu gewinnen, bei diesem Sonnenstrahl;
Denn drinnen so wie draußen umlauert dich der Tod,
Der Spanier von außen und drinnen Hungernoth! —
Wo lebt, der vor den beiden dich, Leyden, retten kann! — "
So Valdez spricht — „vor Leyden steh'n siebentausend Mann."

In Leyden war wohl große Noth
In diesen Schreckenstagen,
Doch tritt der Bürger kühn dem Tod
Entgegen ohne Zagen.

Und Groß und Klein
Steht in den Reih'n,
Den Spanier zu schlagen.

Die Mutter reicht dem jungen Sohn
Mit fester Hand die Waffen:
„Geh', vor des Spaniers frechem Hohn
Der Heimath Ruh' zu schaffen.
Will lieber seh'n
Dich untergeh'n,
Als lebend seh'n den Sklaven."

Die Braut nimmt aus dem blonden Haar
Die Myrthe, die es schmücket:
„Nicht trag' ich diesen Kranz fürwahr,
Bis Freiheit uns beglücket,
Bis deine Hand
Dem Vaterland
Auf's Haupt den Oelzweig drücket."

Der treue Bürger schließt sein Weib
Mit Wehmuth in die Arme.
„Geh' hin mit Gott, dir treu verbleib'
Ich fest in Noth und Harme.
In Leid und Noth
Fleh' ich, daß Gott
Sich dein und mein erbarme."

Dort auf den Wällen steh'n sie fest,
Von starkem Muth durchdrungen;

Der Geist, ob Kraft den Leib verläßt,
Hat sich der Furcht entrungen;
Doch Schanz' auf Schanz'
Und Lanz' an Lanz'
Hält dichter sie umschlungen.

Wie Mancher in den tiefen Fluß
Ist da hinabgefallen!
Ihn ehret nicht der letzte Gruß,
Nicht dumpfer Trommeln Schallen;
Ihn muß die Fluth,
Gefärbt mit Blut,
Als Leichentuch umwallen.

Und immer kleiner wird die Zahl
Der Kämpfenden in Leyden,
Schon tobt des Hungers wilde Qual
In ihren Eingeweiden.
So groß die Noth,
Kaum gibt's noch Brod,
O Gott, behüte Leyden! *)

Der Hunger! — die Hyäne nur
Ist diesem zu vergleichen.

*) Um diese Zeit wurde in Leyden Papiergeld in Umlauf gesetzt; der Stempel der Scheine zeigte einen Löwen, welcher das Symbol der Freiheit, den Hut, auf einer Lanze trug, mit der Inschrift: „haec libertatis ergo" auf der einen, und: „Godt behoede Leyden" auf der andern Seite.

Das Leben flieht vor seiner Spur,
Und jed' Gefühl muß weichen,
Er gräbt zum Schmaus
Die Todten aus
Und nähret sich von Leichen.

Zum Hunger aber grausig hat
Die Pest sich eingefunden;
So raset durch die Unglücksstadt
Das Schreckenspaar verbunden.
Blau und entstellt
Ihr Opfer fällt
In wenig kurzen Stunden.

*) „Und Tag um Tag sind hier zu seh'n
Die Träger jener Leichen,
Wie sie am Sarge wankend steh'n
Und rasch im Tod erbleichen,
Mit ihrer Last
Zugleich die Rast
Im stillen Grab erreichen.

„Den treuen Bürger auf der Wacht
Muß jäher Tod erfassen,
Der heim kehrt, trifft in Todesnacht,
Die er gesund verlassen,

*) Die jetzt folgenden 4 Strophen habe ich dem holländischen Trauerspiel von Zevecote entnommen. Het belegh van Leyden wurde 1626 gedruckt. Ich habe gesucht, diesen ganzen Theil des Gedichts in demselben Ton zu halten.

Kommt, um zu seh'n,
In Todesweh'n
Sein liebes Kind erblassen.

„Auf offner Straße fühlt entsetzt
Die Mutter flieh'n ihr Leben,
Reicht, treu dem Schäflein bis zuletzt,
Die Brust ihm hin mit Beben;
Die ihn gewiegt,
Darin versiegt
Der Quell, ihm Trost zu geben.

„Manch Kindlein also scheiden mußt',
(Gar Mancher kann's bezeugen)
Das lag noch an der Mutter Brust,
Die sie ihm schien zu reichen;
Das todte Weib
Schien noch den Leib
Hinab zum Kind zu beugen."

Da bricht der Unmuth drohend aus,
Will auf in Flammen schlagen,
Hin vor des Bürgermeisters Haus
Sie einen Todten tragen;
Sie stellen ihn
Dort aufrecht hin,
Bevor's beginnt zu tagen.

Und als des Morgens erstes Licht
Sich kaum entringt dem Grauen,

Will van de Werff *), getreu der Pflicht,
Nach allen Posten schauen.
Auf schließt er jetzt
Und weicht entsetzt
Von seiner Thür mit Grauen.

Denn aufrecht steht ein Leichnam dort;
Das Aug', vom Tod umdichtet,
Ist starr und drohend fort und fort
Auf seinen Blick gerichtet.
Da wankt sein Muth,
Es stockt sein Blut,
Hin starrt er, wie vernichtet.

Nun stürmt heran in wilder Wuth
Die Schaar in Zorn und Beben,
Hoch lodert auf der Zwietracht Gluth:
„Du mordest unser Leben!
Brot! schaff' uns Brot!
Sonst soll, bei Gott!
Die Stadt sich übergeben!"

---

*) Van de Werff, Bürgermeister von Leyden. Eine Medaille jener Zeit trägt folgende Inschrift:

Dits van de Werff, die Leidse held,
Dienstai geduld het Spaans geweld
Manmoedig keerde van de vesten.
Als pest en honger't hert bestreed,
En't muitend volk geen uitsel leed,
Bood hij zyn vlusen blood ton besten.

Spricht van de Werff, der edle Mann:
„Treu bleib' ich heil'gen Eiden;
Doch, wenn mein Tod euch frommen kann,
Gern opfr' ich mich für Leyden.
Frei bleibt mein Geist,
Den Leib zerreißt,
Den Hunger d'ran zu weiden.“

Da senken sie beschämt den Blick
Vor seinem Auge nieder,
Und weichen scheu vor ihm zurück,
Dem Mann, so fest und bieder.
Sie treten All'
Kühn auf den Wall,
Und rufen muthig nieder:

„Ob schwer uns drücken Noth und Harm,
Wir lassen den Muth nicht sinken;
Den Spanier schlagt mit dem rechten Arm,
Dem Hunger opfert den linken;
So laßt uns treu,
Im Tod noch frei,
Mit Leydens Mauern sinken!“

Doch sagt, wo weilt Oranien
In dieser schweren Zeit,
Der edle Held, der Spanien
So oft die Stirne beut? —

Ach! schwer ist er erkranket
Im fernen Rotterdam,
Vom heft'gen Sturme wanket
Der Freiheit kräft'ger Stamm.

Doch, ob den Leib durchdrungen
Der Krankheit schwere Pein,
Der Geist denkt unbezwungen
Im Leiden — Leyden dein.

„Wie kann ich dich erretten
Aus trotz'ger Feindeshand? —
Wie spreng' ich rasch die Ketten,
Womit er dich umwand? —

Wie kann ich dich erlösen
Aus deinem bitter'n Weh'? —
Herbei ihr wilden Geusen,
Ihr Löwen auf der See! —

Jetzt biegen oder brechen,
Da hilft kein Zögern mehr;
Die Dämme laßt durchstechen,
Dann stürz' herein, o Meer!

Herein mit deinen Schrecken,
Mit Grauen und mit Tod!
Aus dir will ich erwecken
Der Freiheit Morgenroth! —

Flieg' aus, o weiße Taube,
Zur Stadt, vom Tod umschwebt!
Verkünd' ihr: Leyden glaube,
Daß noch Oranien lebt!"

Zum höchsten Todesbangen
Schwoll jetzt heran die Noth;
Schon längst war ausgegangen
Der letzte Bissen Brot.

Es schleichen nur Gerippe
Durch öde Straßen hin,
Und schwach nur kann der Lippe
Der Klagelaut entflieh'n.

Valdez, mit stolzen Blicken,
Ruft: „Jetzo bist du mein!
Noch einen Tag, dann rücken
Mit Sang und Klang wir ein!

Kein Retter aus der Ferne
Erscheinet, Leyden, dir!
Traun, eh'r nehmt ihr die Sterne
Dem Himmel, als Leyden mir! —"

Die Unglücksel'gen stehen
Vereint im Abendschein;
Der Tag will schon vergehen —
Dürft' es der letzte sein!

„O Vater, blick herunter!
O Sohn, o heil'ger Geist!
O laß gescheh'n ein Wunder,
Das uns der Noth entreißt!"

Horch! leises Flügelrauschen! —
Sie blicken himmelwärts,
Sie athmen kaum, sie lauschen,
Und stärker schlägt ihr Herz. —

Umglänzt vom Abendrothe,
Schwebt eine Taube klar,
Recht wie ein Himmelsbote,
Herab zur bangen Schaar.

Sie trägt, wie Noah's Taube,
Ein frisches Hoffnungsblatt,
Daß Treue, Muth und Glaube
Noch einen Retter hat.

Jetzt muß zur Freude werden
Die bange Todesnoth:
„Oranien lebt auf Erden,
Droben der alte Gott!"

Die Dämme sind durchstochen,
Der Geuse voll Kampfesmuth
Harrt, bis hereingebrochen
Der Nordsee hohe Fluth.

Denn noch ist nicht gestiegen
  Die Fluth zu solcher Höh',
Daß sie das Schiff kann wiegen
  Des Löwen auf der See.

Wohl furchtbar anzuschauen
  Ist Seelands wilde Schaar,
Die immer eingehauen,
  Verachtend die Gefahr.

Nicht Einer in dem Schwarme,
  Der nicht gezeichnet wär';
Der kämpft mit einem Arme, —
  Der andre ruht im Meer.

„Rausch' über meiner Linken
  Nur hin, du salz'ge Fluth!
Die Rechte soll doppelt trinken
  Des Spaniers Purpurfluth.

Du, Linke, sollst drunten hören,
  Daß ich dich nicht vergeß';
Bald klingt's in Donnerchören:
  En dépit de la Messe!" *)

Doch immer will nicht schwellen
  Die Fluth in dem Canal;
Gefesselt sind die Wellen,
  Die Winde ruh'n zumal.

*) Ein Spruch, der auch im Volkslied vorkommt.

In Leyden aber sehen
Sie auf die Fluth voll Weh':
„Herr, laß die Lüfte wehen
Und treib' in's Land die See!

Du gibst dem Winde Flügel
Und dem Orkane Kraft;
Hauch' an des Meeres Spiegel,
Entlaß' es seiner Haft! —“

Und seht! die Winde schwellen
Von Gottes Hauch beschwingt;
Herein mit hohen Wellen
Die Fluth der Nordsee dringt.

Da fliegen dahin, wie Möven,
Die Schiffe auf der Fluth,
Da jubeln die Meereslöwen
In heißem Kampfesmuth.

Sie stürmen heran — zu siegen,
Sie baden sich wild in Blut,
Die Spanier rings erliegen
Und färben roth die Fluth.

Schon sind die Schanzen genommen,
Geschlagen Borgia.
„Auf, eilet zu entkommen,
Die wilden Geusen sind da!“

Und schnell ergreift ein Beben,
Vernichtend Mann um Mann;
„Fort, fort, es gilt das Leben,
Auf, rette sich, wer kann!“

Rasch senken sie in die Wogen
Geschütz und Munition;
Der Morgen kommt gezogen,
Der Spanier ist davon.

Die Nacht mit ihren Schauern
Verbleicht im Morgenweh'n,
Da ist auf Leydens Mauern
Ein selten Bild zu seh'n.

Denn Kopf an Kopf versammelt
Steht Groß und Klein vereint,
Und jede Lippe stammelt
Und jedes Auge weint.

Da fliegt die rettende Flotte
Gen Leyden, da schallt der Schrei
Der jubelnden Seelandsrotte:
„Gott grüß' dich, Leyden, bist frei!“

Da rufen viel tausend Stimmen:
„Gelobet, Herr Gott, sei'st Du!“
Die Unglücksel'gen schwimmen
Den Schiffen hastig zu.

Da ringen entfleischte Hände
Nach Brot, und schreckensbleich
Hascht jeder nach der Spende
Und lacht und weint zugleich.

Dann hin zur Kirche ziehet
Die blasse, frohe Schaar,
Und mit den Rettern knieet
Sie fromm am Hochaltar.

Still beten die narbenvollen
Seeländer im Morgenlicht;
Wohl manche Thränen rollen
Vom braunen Angesicht.

Und tausend heis're Kehlen
Vereinen sich im Chor,
Aus tausend frohen Seelen
Schwebt Lobgesang empor.

„Dankt Ihm, der uns von Spanien
Erlöst und bitt'rer Noth;
Auf Erden lebt Oranien,
Droben der alte Gott!“

Amsterdam.

Amsterdam! noch einmal stehen
Möcht' ich jetzt am Hafenstrand,
Auf's belebte Wasser sehen
Möcht' ich vom belebten Land,
Wo die vielen Schiffe liegen,
Die nach fremden Welten fliegen.

Wahr ist's, grüne Wälder fehlen
Diesem nordischen Venedig,
Aber Stämme, nicht zu zählen,
Nur des Blätterschmuckes ledig,
Einst die Zierden fremder Zonen,
Heben die entlaubten Kronen.

Dieser mächt'ge Meeresriese
Ward in Indien einst erbaut;
Hat wohl nah dem Paradiese
Eine Wunderwelt geschaut;
Aber größ're Wunder tagen
Sieht er jetzt, vom Meer getragen.

Statt der Zweige, grün und duftig,
Statt dem dunkeln Blätterkranz,

Flattern seine Segel luftig
Ueber hellem Meeresglanz;
Nicht der Urwald rauscht ihm mehr,
Doch ihm rauscht das ew'ge Meer.

Durch den lichten Mastenhain
Flammt der Abendsonne Gluth,
Purpurn liegt ihr Wiederschein
Auf den Segeln, auf der Fluth.
Golden leuchtet jeder Stamm
In dem Wald von Amsterdam.

Und wie dieser Riesenhain
Aufstrebt zu des Lichtes Pracht,
Senkt ein zweiter sich hinein
In der Erde dunkle Nacht;
Dicht gedrängt steht Stamm an Stamm,
Auf dem Wald ruht Amsterdam.

Darum sagt, gibt's eine Zone,
Welche solche Waldung hat?
Wo die Bäume, statt der Krone,
Tragen eine Wunderstadt?
Nein, kein Wald ist wundersam,
Wie der Wald von Amsterdam.

Selbst die mächt'ge Fluth muß weichen
Vor des Geistes Riesenkraft,
Der auf Dämmen und auf Deichen
Eine neue Erde schafft;

Und sie liegt, erstaunt und scheu,
Ihm zu Füßen wie ein Leu.

Wie ein Leu? Nein, als Hyäne,
Die bezwingt des Wächters Blick;
Wenn er schläft, fletscht sie die Zähne,
Ihn ereilet sein Geschick.
Darum, Holland, fort und fort
Denke an dein Loosungswort;
Denn Hyäne ist die See,
Ruf' ihr zu: „Je maintiendrai!"

Der Anker.

Ein schwarzes Schiff liegt an dem Strande,
Gleich einem großen Sarge da;
Das schifft wohl auch nach fernem Lande? —
Es geht nach Nordamerika. —
Welch wunderbarer mächt'ger Bau,
Der trotzt wohl mancher Fluth und Klippe,
Mir ist, als ob ich das Gerippe
Von einem Riesenwallfisch schau'!
Du sahst wohl Manches, großer Sarg,
Was sich vor meinem Blick verbarg.
Du Anker, drauf mein Fuß sich stellt,
Warst drüben in der neuen Welt.
Sag' an, du rostiger Geselle,
Wie lange schon theilst du die Welle?
Dein ist das umgekehrte Loos
Des Schiffers, der der wilden Fluth
Im Leben trotzt, doch dann im Schoos
Der mütterlichen Erde ruht.
Du hast im Erdenschoos geschlafen,
Eh' dich die Meeresstürme trafen,
Lagst vor der Fahrt im stillen Hafen,
Und wirst nun ewig müssen wandern
Von einem Welttheil zu dem andern.

Wardst wohl in manche Form gegossen,
Eh' dich die kühle Fluth umflossen.
Vielleicht hast du ein goldnes Meer
Als blanke Sichel einst durchschnitten,
In dem Amerikaner=Heer
Vielleicht als tapf'res Schwert gestritten.
Vielleicht hast du die schlanke Spitze
Geboten dem gewalt'gen Blitze.
Vielleicht in jenem stillen Hafen,
Wo Müde nur vor Anker geh'n,
Und ungeweckt von Stürmen schlafen,
Sah man als eisern Kreuz dich steh'n.
Du, jetzt der Hoffnung Attribut,
Der Rettungsanker in dem Sturme,
Du trankst vielleicht einst schuldlos Blut,
Warst Kette in dem finstern Thurme,
Die des Gefang'nen Leib umschlang,
Der allzukühn für Freiheit rang.
O, preise jetzt dein glücklich Loos,
Das aus des Kerkers dunkelm Schoos,
Aus der Verzweiflung Schreckensnacht
Dich auf das freie Meer gebracht.
Laß seine Wellen dich entsünd'gen,
Wasch' dich von allen Flecken rein,
Du darfst ja Hoffnung jetzt verkünd'gen,
Ein wahrer Rettungsanker sein.
Mit Allen, welche Ketten fanden,
Weil keine Fessel trug ihr Wort,
Zieh' aus, zieh' aus zu fernen Landen
Auf Meereswogen fort und fort.

Und wenn die schönen Ufer blauen,
Wenn nah' Westindiens Rettungsstrand,
Dann flieg' hinaus an starken Tauen
Und raste in der Freiheit Land!

Holland.

Herbei, wer mit mir will in meinem Luftballone,
Er richtet nicht den Lauf nach einer fernen Zone,
Nicht nach dem Morgenland und nicht nach Afrika,
Nicht theilen wir die Luft, zu rasten in Gibraltar,
Wo Riesenpalmen steh'n auf hohem Felsenaltar —
Nein, es geht nicht einmal nach Nordamerika.

Wir zieh'n zum kleinen Land, von Nebeln dicht umhangen,
Dem wilde Wogen droh'n gleich mächt'gen Riesen-
schlangen,
Sie wälzen schuppig sich mit Wuthgeheul heran.
Das grüne Haupt gekrönt mit hellem Silberkamme,
Schau'n halb gebändigt sie, die Brust umfaßt vom Damme,
Funkelnden Aug's herab, und droh'n mit weißem Zahn.

Drohend seh'n sie herab. Denn unter'm Meeresspiegel
Liegt's klein und unscheinbar, die Schleußen sind die
Riegel,
Womit sein kühner Muth ausschließt das wilde Meer.
Ein einz'ger Augenblick, den sorglos es versäumet,
Und zischend stürmt heran, von weißem Gischt umschäu-
met,
Zerstörend, grauenvoll das wilde Wogenheer.

Es ist das flache Land, wo keine Berge ragen,
Dem die Romantik fern, und fern der Dichtung Sagen,
Wo selten nur erglüht ihr lichter Himmelsstrahl.
Hier seht ihr nicht den Aar auf schroffen Felsenklippen,
Hier seht ihr nur das Schiff mit mächt'gen Eichenrippen,
Statt Bach und Wasserfall den breiten Nordkanal.

Es ist das flache Land der Weiden und der Wiesen,
Wo reiche Heerden geh'n und wo die Windmühlriesen
Mit buntem Flügelschlag steh'n als ein zahllos Heer.
Und Zaub'rer sind sie wohl, gehorsam Hollands Winken,
Regt sich ihr Flügelschwung, sie trinken und sie trinken,
Die Fluth, die Holland droht, spei'n sie in's weite Meer.

Seht ihr an Haarlem's Meer die schwarzen Ungeheuer?
Sie schnauben Rauch und Dampf, sie sprühen Funkenfeuer,
Ob in der Wüste je man solch ein Unthier fand?
Es lechzt am Wasserrand, erfüllt von innern Gluthen,
Mit seiner Riesenkraft entleeret es die Fluthen —
Nur noch ein einzig Jahr und Haarlem's Meer ist Land.

Groß ist das kleine Land an Fleiß und starkem Muthe,
Die Welle und der Wind, sie zahlen ihm Tribute;
Die Woge macht es reich, die seine Kraft bezwang.
Ihr Rücken trägt für ihn der Schiffe starke Lasten,

Siegreich auf ihrer Brust steh'n seine schlanken Masten,
Und vom Verdeck herab tönt froher Schiffer Sang.

Und wie das kleine Land schon oft das Meer bezwungen,
So hat es treu und stark mit Tyrannei gerungen,
Vertheidigt jeden Fuß vom schwer erkauften Land.
Wie oft hat treues Blut das grüne Meer geröthet,
Wie mancher edle Held hat kühn sich selbst getödtet,
Eh' er als Sklave fiel in seiner Feinde Hand.

Reich ist das kleine Land an treuen, edlen Frauen;
Ihr kennt Maria Groot, die, in Gefahr und Grauen,
Dem edlen Hugo Groot ein Rettungsengel war.
Kennau van Hasselaer, Jeanne d'Arc der Niederlande,
Die kühn sich waffnete zum Heldenwiderstande,
Und muthig zog zum Kampf mit ihrer Frauenschaar.

Auch Schönheit fehlt ihm nicht. Steigt auf die blaue Treppe,
Seht dort die hohe See, die ihre Silberschleppe —
In Riesenfalten wirft, mit Flaggen bunt gestickt, —
Seht, sie das Abendroth mit dunklem Purpur schmücken,
Seht, ihr den Mondenschein auf's Haupt die Krone drücken,
Seht, wie mit Edelstein' der Sternenglanz sie schmückt.

Leb' wohl, du kleines Land mit Werken großer Meister!
Leb' wohl, geh' auf der Spur der hohen Heldengeister,
Die gern ihr Herzensblut als Opfer dir gebracht.

Dann mag an deinen Strand empört die Nordsee schlagen,
Dann mag in Wuth heran die Kriegesfluth sich wagen,
Du kleines Land bist groß — denn Eintracht gibt dir Macht. *)

*) „Eendragt maakt magt". Wahlspruch von Holland.

Die Kathedrale zu Antwerpen.

Es wallt im Morgenstrahle
Das Volk zur Kathedrale
Am heil'gen Tag des Herrn.
Der Heimath still gedenk' ich,
Und meine Schritte lenk' ich
Zum Gottestempel gern.

Ein ächter Gottestempel,
Er trägt der Hoheit Stempel,
Strebt herrlich himmelan.
Rings Spuren alter Meister;
Mich schauen ihre Geister
Aus ihren Werken an.

Vergang'ne Zeiten schweben
An mir dahin, es leben
Die Todten wieder auf.
Die Gluth, die hier gelodert,
Der Glanz, der längst vermodert,
Steigt hell vor mir herauf.

Gekrönte hohe Gestalten
Seh' ich Capitel halten,
Im Staub vor Gott gebückt.
Ernst seh' ich um sich schauen

Spanier mit düstern Brauen,
Mit dem gold'nen Vließ geschmückt.

Da hat auch er gestanden,
Der diesen Niederlanden
Ein blutig Meteor!
Inquisitionen-Gründer,
Autodafé-Entzünder,
Dort steigst du bleich hervor.

Wie drücken dich die Kronen,
Darauf die Nationen
Den schweren Fluch gesenkt;
Wie glüht dein Purpur schaurig,
Den Achtzehntausend traurig
Mit ihrem Blut getränkt!

Hinab zum Escuriale!
Nicht hier im Morgenstrahle
Steh' mir zum Grauen da! —
Tragt höher, ihr Gedanken,
Mich aus der Erde Schranken,
Es tönt das Gloria!

Der Melodieen Wogen
Umrauscht der Kirche Bogen,
Der Himmel schließt sich auf,
Der Himmel mit seinem Glücke;
Die Andacht ist die Brücke,
Die führt zu Gott hinauf.

Und Kinderschaaren ziehen
Leise heran und knieen, —
Da ist der Himmel nah!
Mir ist, als müsse erscheinen
Der Heiland unter den Kleinen,
Umrauscht von dem „Gloria!“

Die Sterne von Antwerpen.

Hier steh' ich in Antwerpen
Und schaue auf den Hafen.
Die Abendwolken färben
Sich roth, die Sonn' geht schlafen.
So sank dein Glanz, entwichen
Ist also deine Pracht;
Antwerpen ist erblichen,
Ein Schatten früh'rer Macht.

Im prächtigen Antwerpen
War einst ein ander Leben,
Eh' noch den Trank, den herben,
Das Schicksal ihm gegeben.
Zweitausend Schiffe lagen
Einst hier zu gleicher Zeit,
Viele tausend Masten ragen
Sah man in Herrlichkeit.

Viele hundert Segel blähten
Sich stolz hier auf der Schelde,
Viele hundert Flaggen wehten,
Wenn der Wind die Segel schwellte.
Da sah man wie Palläste
Der Kaufherrn Häuser steh'n,

Und Fürsten sah als Gäste
Man zu dem Maler geh'n.

Da zogen die sanften Triebe
Bei Quintin Messys ein,
Da verklärte die Gluth der Liebe
Den rohen Edelstein.
Da sah man in hellem Glanze
Die Stern' Antwerpens strahlen,
In ihrer Jünger Kranze
Van Dyk und Rubens malen.

Der Handel ist gefallen,
Erblichen sind die Meister,
Doch in Antwerpens Hallen
Erscheinen ihre Geister.
Dort unter der Marmorschwelle
Deckt Rubens Leib die Nacht,
Doch über seiner Kapelle
Glänzt königliche Pracht.

Von Krieg und Noth geschlagen,
Warst du voll schwerer Wunden,
Doch durftest in unsern Tagen
Du einmal noch gesunden.
Im Hafen von Antwerpen
Da hat Napoleon
Gesonnen auf's Verderben
Des stolzen Albion.

Wie sind von hier geflogen
Des Welterob'rers Blicke,
Im Wahn, daß auf den Wogen
Er lenke die Geschicke.
Im Geist, vom Hafenstrande
Bezwang er England da.
Dacht' er daran am Rande
Der Klippen von Helena? —

Die Sonne ist gesunken,
Die Stadt von Nacht umfangen,
Doch lichte Sternenfunken
Seh' ich darüber hangen.
Dein Reichthum konnte sterben,
Deine Sonne unterget'n:
Deine Sterne, o Antwerpen,
Die bleiben ewig steh'n!

Quintin Messys,
der Schmied von Antwerpen.

Wer ist's, der den Hammer so mächtiglich schwingt,
Daß dröhnend, wie Donner, es ringsum erklingt?
Gebräunt ist sein Antlitz von Ruß und von Rauch,
Doch blau, wie der Himmel, sein strahlendes Aug' —
Der Schmied von Antwerpen.

Er hämmert noch schneller, von Funken umspritzt,
Im Auge noch heller der Funken ihm blitzt;
Es lodern die Flammen, es sauset wie Sturm,
Er schmiedet das Dach zu dem Brunnen am Thurm,
Der Schmied von Antwerpen.

Da schauet ein Köpfchen mit rosigem Schein,
Mit goldenen Flechten in's Fenster herein.
Wem mag er wohl gelten, der lächelnde Gruß? —
Er gilt dem Gesellen, gebräunet von Ruß,
Dem Schmied von Antwerpen.

Die Tochter des Malers ist's, lieblich und hold,
Sie trägt an den Armen wohl Spangen von Gold;
Die schöne Gestalt schmückt ein seiden Gewand,
Sie drückt ihm die kräftige, schwarzbraune Hand,
Dem Schmied von Antwerpen.

Sie geht — wie durch Schatten das Morgenroth bricht,
Umleuchtet der Purpur sein dunkel Gesicht.
Es lodern die Flammen, es sauset wie Sturm,
Er schmiedet das Dach für den Brunnen am Thurm,
Der Schmied von Antwerpen.

Doch als er vollendet das künstliche Dach,
Das Fieber die Kraft zu der Arbeit ihm brach,
Nun liegt er verlassen in ärmlicher Zell',
Das Auge so düster, das Angesicht hell,
Der Schmied von Antwerpen.

Da rollet ein Tropfen, wohl brennend und heiß,
Ihm still auf die Hand hin, die schwach nun und weiß;
Auf schlägt er das Auge in Wonne und Leid
Und blickt in das Auge der rosigen Maid, —
Der Schmied von Antwerpen.

Drauf spricht sie mit Lächeln und Thränen im Blick:
„Wohl mag sich noch wenden das finst're Geschick,
Der Vater gewährt mich dem Maler allein;
Drum strebe, ein tüchtiger Maler zu sein,
Der Schmied von Antwerpen."

„Sieh, Pinsel und Farben hab' ich dir gebracht,
Schon größere Wunder hat Liebe vollbracht.
Ich fleh' zu Marien, der Königin mild,
Sie strahle in's Herz dir ein himmlisches Bild,
Dir, Schmied von Antwerpen."

Sie scheidet. Als Schlummer das Auge ihm schließt,
Ein glänzender Traum seine Seele umfließt;
Maria erscheint ihm, die Königin mild,
Sie strahlet in's Herz ihm ein himmlisches Bild,
Dem Schmied von Antwerpen.

Und als er erwachet, mit zitternder Hand
Er malet sein Traumbild entzückt an die Wand,
Und wer es erschauet, spricht freudig gerührt:
Maria hat gnädig die Hand ihm geführt,
Dem Schmied von Antwerpen.

Es hallen die Glocken, ein glückliches Paar
Wallt, festlich geleitet, zum heil'gen Altar;
Es leuchtet die Jungfrau holdselig und hell,
Und freudig und stolz blickt der edle Gesell,
Der Schmied von Antwerpen.

Egmont.

Geschrieben in Brüssel.

Es hat der Lenz sein schimmernd Reich erschlossen,
Die Fluren sind von Blüthenglanz umwebt;
Der Himmel ist von lichtem Schein umflossen,
Wie einst, da Christus zu ihm aufgeschwebt.
Das Friedensfest des heil'gen Geistes naht,
Zu seiner Feier reift die blut'ge Saat.

Der schönste Juni-Himmel wölbt sich schimmernd
Hoch über einem seltsamen Altar,
Im Sonnenglanz die Hellebarden flimmernd,
Steht dichtgedrängt Romero's finst're Schaar.
Hoch in das Reich des Lichtes, wie zum Spott,
Steigt schwarz und unheildrohend das Schaffot.

Die Stunde schlägt — der Menge Pulse stocken,
In jedem Herzen hallt es mahnend nach —
Noch schlagen die verhängnißvollen Glocken —
Der eilfte Schlag trifft, wie ein Todesschlag,
Sie, die des Grabesengels Flug umrauscht,
Die Gattin Egmont's, die verzweifelnd lauscht.

Sie hört der Stunde letzten Schlag verhallen,
Die ihm den Abschied von dem Leben ruft;

Minuten noch — dem Tod ist er verfallen! —
Die nächste schon wird ihm das Thor zur Gruft! —
Horch! jetzt regiert die Schicksalsstunde schon! —
Es dröhnt des Trommelwirbels dumpfer Ton.

„Es kann nicht sein! Ich will es Euch beweisen
Klar, wie der Tag, daß er nicht sterben kann!
Du wirst nicht, Gott! das Heiligste zerreißen!
Er unter'm Beil — der Held, der edle Mann?! —
Er kann, er darf nicht sterben! Menschen wißt,
Daß Egmont Gatte, daß er Vater ist!

Hinab! hinab! umschlingt mit euren Armen
Den Vater fest! — Ihr Kinder stürzt hinab!
Dem Gott im Himmel trotzen wir Erbarmen,
Dem Teufel Alba selbst noch Mitleid ab —
Nur schnell! schon zuckt das Beil! — da sinkt sie hin
Und Nacht umhüllet Auge ihr und Sinn.

Doch durch des Volkes dichtgedrängte Menge,
Gefolgt von Hoorn, tritt Egmont frei und kühn,
Da geht ein dumpfes Murmeln durch's Gedränge,
Der narbenvollen Spanier Augen glüh'n;
Und manche Thräne dämpft den heißen Strahl,
Als sie ihn schau'n, den edlen Lamoral.

„Er ist's, der an der afrikan'schen Küste
Uns vor Goletta siegend commandirt,
Mit dem wir durch den heißen Sand der Wüste

Zum räuberischen Tunis einst marschirt,
Den, heimgekehrt vom kühnen Siegeszug,
Karl selbst zum Ritter von dem Vließe schlug.

„Ja, wär' er einen Reitertod gestorben
Bei St. Quentin im heißen Schlachtendrang,
Dann hätt' er ein Soldatengrab erworben,
Umschmettert von der Hörner Siegesklang.
Der Lorbeer hätte dann sein Haupt geschmückt,
Das schmachvoll jetzt dem Henkerbeil sich bückt."

Und Egmont? — Dacht' er ähnliche Gedanken,
Als er erstieg die Stufen zum Schaffot? —
Erst auf das Beil hin blickt' er ohne Wanken,
Dann zuckt' ein Lächeln, wie von Grimm und Spott,
Um sein Gesicht — den Mantel warf er fort,
Blickt' auf den Freund — jedoch er sprach kein Wort.

Und was in edlem Zorn, in heißen Schmerzen
Ihn da durchbebt', ist Gott allein bekannt;
Noch einmal trieb die Fluth zu seinem Herzen —
Weib — Kinder — Freund — die Freiheit — Vaterland —
Die sel'ge Hoffnung auf Unsterblichkeit,
Da schnitt das Beil durch seine Spanne Zeit! —

Schon fast dreihundert Jahre sind verflogen,
Seit purpurn hier des Blutes Springquell floß;

Jetzt ist die Luft von Wohlgeruch durchzogen,
Der sich aus tausend Rosen rings ergoß —
Es strahlt und blüht und jubelt, wo ich steh' —
Mir aus dem Herzen steigt ein tiefes Weh'.

Gent.

Gegrüßt, o schönes Flandern,
Und du, uraltes Gent!
Werth, daß vor mancher andern
Man Kaiserstadt dich nennt.
Denn jener, der entzündet
Mit Kriegesruhm die Welt,
Hat deinen Bau gegründet,
Cäsar, der Römerheld.
Da schmückten Göttergebilde
Die Hügel, die reiche Flur,
Da schwebte über'm Gefilde,
Als schützender Gott, Merkur.
Bis daß Livin vernichtet
Der falschen Götter Reiz,
Und siegend aufgerichtet
An heil'ger Stell' das Kreuz.
Du sah'st im Lauf der Zeiten
Manch Kämpfen heiß und wild,
Manch bang und blutig Streiten
Manch hohes Heldenbild.
Zur Kaiserstadt erkohren
Warst du, o stolzes Gent!
Denn hier ist er geboren,
Der Held vom Occident,

Dem in die goldne Wiege
Der mächt'gen Fürsten Hand
Gelegt der künft'gen Siege
Symbolisch Unterpfand:
Den goldnen Helm, den prächtig
Ein Phönix überbog;
Das Schwert, das stark und mächtig
Er einst im Kampfe zog;
Das Becken, reich vom Strahle
Des rothen Rubins umblitzt,
Als eine Opferschale
Für's Blut, das er verspritzt;
Das Schifflein, silberhelle,
Als lockendes Eigenthum,
Zum Pfand, daß auf der Welle
Erglänzen werde sein Ruhm.
Und manche Krone strahlte
Von der Wiegendecke Saum,
Der Kronenschimmer malte
Sich in des Kindes Traum.
Die Wiege, goldenhelle,
Das Kaiserkind verbarg,
Zu St. Just in dunkler Zelle
Lag der müde Kaiser im Sarg.

Der Schmied von Lüttich. 1830.

Winde brausen, Flammen glühen, Bälge sausen,
Funken sprühen,
Dröhnend schallt's von mächt'gen Schlägen, spricht der
Schmied den Klingensegen.
Starke Klinge! wackre, blanke, werde fest wie mein
Gedanke!
Schwert, das ich in Flammen stähle, werde stark wie
meine Seele!
Wage, schlage, zünde, schmett're, wie der Blitz schlag'
ein und wett're;
Bade dich im Blut der Schande, sprenge ungerechte
Bande.
Schon' der Armuth Halmendächer, schlag' in üppige
Gemächer.
Hoffnungsstrahl der belg'schen Mannen, Schrecken sei
du der Tyrannen!
Freiheitshauch blas' in die Flammen, Herzen schlagt,
wie sie, zusammen!
Frauenthräne roll' hinein, Manneszorngluth groll' da-
rein!
Fliege, siege! unserm Grimme sei geweiht als stumme
Stimme!

Wie der Blitz schlag' ein und wett're, wage, schlage,
zünde, schmett're!
Schwert, steig' aus dem Flammenbad, zieh' hinaus auf
blut'gem Pfad!

Gretry's Vermächtniß.

Höret mein letztes Wort,
Traget mein Herze fort,
Wenn ich gestorben bin,
Zur lieben Heimath hin.
Hin, wo der Sehnsucht Zug,
Oft auf der Töne Flug
Liebend die Seele trug —
Dort laßt es ruh'n!

Tragt es nach Lüttich hin,
Wo ich geboren bin.
Dort, wo des Strom's Gesang
Mir in die Seele klang,
Wo an der Maas entlang
Schattige Bäume steh'n,
Lispelnd wie Träume weh'n —
Dort laßt es ruh'n!

Wo mich der Waffenschall
Grüßte mit starkem Hall.
Wo bei der Fluthen Gischt
Nimmer die Gluth erlischt,
Sprühend die Flamme zischt,
Wo mich in Stahl und Erz

Grüßt' Richard Löwenherz —
Dort laßt es ruh'n!

Wo in die Sternennacht
Aufsteigt der Dome Pracht;
Wo mich umrauschte hell
Himmlischer Töne Quell,
Glühend der Sonnenschein
Strömt durch die Malerei'n
Gothischer Fenster ein —
Dort laßt es ruh'n! —

Wo an Pallastes Rand,
Wie im Araberland,
Luftige Hallen steh'n,
Duft'ge Fontainen weh'n,
Die mir die Mährchenpracht,
Tausend und eine Nacht,
In dem Gemüth entfacht —
Dort laßt es ruh'n! —

Tragt es nach Lüttich hin,
Wo ich geboren bin!
Töne, so stark als weich,
Klingt und umsingt es reich!
Rausche, o Wogenschwall!
Dröhne, o Waffenschall!
Tönet, ihr Glocken all'!
Leben, voll Lust und Schmerz,
Kling' um mein todtes Herz!

Auf der Eisenbahn.

Rascher Blitz, der hin mich trägt
Pfeilschnell, von der Gluth bewegt,
Sausend durch des Tages Pracht,
Brausend durch die dunkle Nacht,
Donnernd über Stromesschäumen,
Blitzend an des Abgrunds Säumen,
Durch der Berge mächt'ge Grüfte,
Durch der Thäler nächt'ge Klüfte,
Durch der Saaten goldne Wogen,
Ueber stolze Brückenbogen,
Durch der Dörfer munter Leben,
Durch der Städte bunter Weben. —
Könnt', wie du, das freie Wort
Sausend zieh'n von Ort zu Ort!
Alle Herzen, die ihm schlagen,
Stürmisch so von dannen tragen,
So aus einem Land zum andern
Siegend die Gedanken wandern! —
Freies Wort, wer gründet Schienen,
Deinem Bahnzug stark zu dienen? —

Der Verstorbene und der Lebendige.

In Köln geschrieben.

Es stand am Dom, nicht fern vom Strom,
Ein Mann im Abenddämmern,
Und dumpf und bang im Bau erklang
Das Pochen und das Hämmern.

Es stand der Mann und sann und sann,
Gleichwie in tiefen Träumen;
Die Augen glüh'n, wie Blitze sprüh'n
Aus schwarzen Wolkensäumen.

Dann sprach er leis': du hoher Greis,
Will keiner dich verstehen?
Der Hammerton klingt mir wie Hohn
Durch deine Todeswehen.

Wohl sei dir Leid und Gram geweiht
Ob der verharrschten Wunden;
Doch du bist todt, es gilt, die Noth
Lebend'ger zu gesunden.

Da schaurig drang und traurig klang
Ein Weh'ruf durch die Mauern:
Laßt mir mein Leid, mein Schmerzenskleid,
Das ich zerriß in Trauern.

Was soll der Tand das Prachtgewand
  Um den Verstorb'nen, bleichen;
Bebt rings umher kein Herze mehr,
  Dann schmückt der Vorzeit Leichen.

Ich steh' gebeugt, das Haupt geneigt,
  Wollt ihr mich neu beleben;
Frei Wort und Strom, dann kann der Dom
  Sein Haupt zum Himmel heben.

Wie lauscht der Mann, er sann, er sann
  In Träumen, in unbänd'gen;
Und länger zieh'n die Schatten hin
  Um den Todten, den Lebend'gen.

Im Dome grollt's, im Strome rollt's
  Wie zorn'ge Meereswogen,
Mit wilder Macht kommt durch die Nacht
  Ein Wetter angezogen.

Vermischte Gedichte.

Anhang.

Vermischte Gedichte.

An die See.

Sei mir gegrüßt, du wundervolle See!
O du so lang' mein Sehnen und mein Traum!
In andachtsvollem heil'gen Staunen steh'
Ich hier, wo deines grünen Mantels Saum
Den Fuß mir streift; es netzt dein Silberschaum,
Dein kühler duft'ger, mir die heißen Wangen;
Laut schlägt mein Herz und dennoch athm' ich kaum;
Ein unbeschreiblich Sehnen und Verlangen,
Du schmerzenreiche See, ist hier mir aufgegangen.

Warum bist du voll Schmerzen, hohe See,
Du, dieses Erdballs mächt'ge Königin?
Es rauscht ein tief und unergründlich Weh'
Durch alle deine Lebensadern hin.
Im Siegesglanz seh' ich die Wogen zieh'n
Und jauchzend grüßt sie meines Herzens Schlagen;
Doch wenn gebrochen sie vom Strande flieh'n,
Dann muß ich weinen und dich schmerzlich fragen:
Warum, du hohe See, dies tiefe Trauerklagen? —

Was fehlt dir noch, du Weltbeherrscherin?
Die Erde huldigt deiner Riesenmacht,
Anbetend sinkt der Mensch am Strande hin,
Begeistert sich am Anblick deiner Pracht.

Die Welten, die aus deiner Tiefe Nacht
Gestiegen, ruhen staunend vor dem Throne,
Und alles jubelt, wenn dein Antlitz lacht,
Und spiegelt sich im Abglanz deiner Krone,
Und deinem Donnerruf erbebt die fernste Zone.

Dein ist ein Reich voll eigner Herrlichkeit,
Das alles übertrifft an Glanz und Gluth',
Was je man sah auf Erden weit und breit.
O Wunderglanz, der dir im Schooße ruht;
Da drunten, wo in ewig stiller Fluth
Korallenbäume steh'n in Purpurhainen,
Umsponnen von dem Moose roth wie Blut,
Wo's blitzt und funkelt von Millionen Steinen,
Wo im Krystallpallast die Rosenmuscheln scheinen.

O Wunderpracht, am Abend dich zu schau'n,
Vom höchsten Pomp der Majestät geschmückt,
Wenn auf die stillen azurblauen Brau'n
Die Abendsonne dir die Krone drückt;
Wenn sie den Königsmantel, goldgestickt,
Dir auf die sanftbewegte Brust läßt fallen,
Darunter man dein grün Gewand erblickt,
Das Silberfranzen an dem Saum umwallen,
Und doch — durch alle Pracht hör' ich dein Klagen schallen.

O höchst geheimnißvoller Reiz, dich See
Zu schau'n, wenn geisterhaft dich schmückt die Nacht!
O dann erst, dann erst ist das tiefe Weh',

Das dir im Herzen ruhet, recht erwacht,
Fern jedes Attribut der Herrschermacht,
Ein Trauermantel fließt um deine Glieder,
Die Sterne schmücken dich mit Leichenpracht,
D'rauf legt der Mond die Todtenkrone nieder —
Und sterbend an dem Strand erklingt dein Klagen wieder.

Sie hält mich fest, die räthselhafte See,
Gebannt bleib' ich zu ihren Füßen steh'n;
Ich kann nicht von ihr, muß das tiefe Weh,
Das mir im Herzen wiederklingt, versteh'n.
Schon hör' ich's deutlicher herüberweh'n,
Wie Seufzer schallt es, wie melod'sche Schauer,
Wie Waldesrauschen in der Winde Weh'n,
In weicher Klage bald, bald wild und rauher,
Doch immer endlos Weh — doch immer tiefe Trauer.

Sie rauscht mir zu: „Die Nacht ist wieder da,
Ich bin allein mit meinem wilden Leid.
Der Tag erlosch, der blendend niedersah,
Der mich geschmückt mit falscher Herrlichkeit.
Ich bin allein, der Flügelschlag der Zeit
Rauscht, wie ein Schatten, über meine Wogen;
Da taucht empor, was unermeßlich weit,
Jahrtausende, die an mir hingezogen,
Und jener Riesentraum, der schon so lang' verflogen.

Einst war ich Herrscherin, einst war ich groß,
Einst stürmt' ich hin in wilder Leidenschaft;

Da flog mein Schaum empor zum Wolkenschoos,
Ich kannte keine Schranke keine Haft,
Da war das Reich der ungeheuren Kraft,
In Riesenformen schoß empor das Leben;
Geschöpfe, nach Jahrtausenden entrafft
Dem Erdenschoos, vor denen Schwache beben,
Die traten kühn umher, von tiefer Ruh' umgeben.

Es rauschten schwarze, riesengroße Flügel
Dumpf über mir, es schlugen Leviathane
Wild um sich her den Staub der Wasserhügel,
Es ringelten im dunklen Oceane
Die Schlangen sich, bewehrt mit scharfem Zahne.
Da war ein Kampf, ein Leben auf den Fluthen,
Ringsum auf Erden loderten Vulkane;
Ich flammte auf in ungeheuren Gluthen,
Entfesselt rast' ich hin, die Welt zu überfluthen.

Die Erde sank, die auf des Herrn Gebot
Einst meinem Schoos entstieg, zertrümmert hin;
Rings um mich her Zerstörung, Grauen, Tod,
Jetzt fühlt' ich ganz mich eine Königin,
Zog triumphirend über den Ruin,
Und ließ die wilden Siegeslieder schallen.
Da blickte Er, vor dem sie droben knie'n,
Mit ernstem Aug' herab aus Himmelshallen,
Und licht, wie Mondenglanz, sah ich sein Banner wallen.

Da faßte mich ein inneres Erbeben,
Ich wich zurück, als ich sein Aug' geschaut;

In Qual und Kampf, in Reu' und Widerstreben,
Floh ich davon mit dumpfem Klagelaut.
Hoch über mir war alles rein umblaut,
Und, kühn sich wölbend über meinen Wogen,
War wunderbar und prangend aufgebaut
Ein siebenfarb'ger, ungeheurer Bogen,
Von hellem Sonnenschein mit Gluth und Glanz umflogen.

Und unter jenem Bogen standen sie,
Die nicht erlegen dem Zerstörungsfluch;
Sie sanken betend nieder auf das Knie,
Umschwebt von einer weißen Taube Flug,
Die einen frischen Zweig herniedertrug.
Vor einem Altar flammten Opfergluthen,
Und immer weiter rückwärts ging mein Zug,
Umrauscht vom bangen Klagen meiner Fluthen,
Zurück in's finst're Bett, wo halbgezähmt sie ruhten.

Jahrtausende gebannt, doch nie geruht,
Von Qual erfüllt, wälzt' ich mich hin und her;
Mein ist die Welt! so rief die inn're Gluth,
Zurück! rief droben mir sein Auge hehr.
Oft lag's wie Fluch auf meinem Herzen schwer,
Ich fuhr empor, es zuckten meine Lippen,
Ich rüstete mich wild zur Gegenwehr,
Und schlug empört des Ufers starre Klippen,
Zermalmt sank in den Grund das Schiff mit Riesenrippen.

So lag ich einstmals hadernd eine Nacht,
Und murrte laut in ungeheurem Hohn.
In meinem Herzen war der Sturm erwacht,
Ich knirschte schäumend auf zu Gottes Thron.
Um eine kleine Barke ließ ich schon
Zerstörend meines Zornes Wogen schlagen, —
Da traf mein Herz ein wunderbarer Ton —
Erfüllt von Weh', von Sehnsucht, Reue, Zagen,
Lag ich gebannt im Glanz, der rings begann zu tagen.

Ich lag gebannt — die weißen Wasserbäche,
Die eben noch die Brandung schlug so wild,
Sie ebneten sich still zur Spiegelfläche,
Und strahlten wieder ein erhaben Bild.
Es wallt heran, wie Mondenschimmer mild
Umleuchtet sanft sein Haupt die Strahlenkrone,
Und heil'ger Friede von ihm niederquillt,
Die Wasser ebnen sich zum Silberthrone,
Und über meiner Fluth schallt's: Heil dem Gottessohne!

Er schritt dahin — von seiner Lichtgestalt
Glitt auf dem Wasser eine Strahlenspur,
Und meine Fluth, die düster erst gewallt,
Verklärte sich zum schimmernden Azur.
O sie war schöner, als des Himmels Flur!
Denn statt der blendend hellen goldnen Sonnen,
Trug sie ein Licht, das milder, sanfter nur,
Trug sie des Himmels und der Erde Wonnen,
Der Reinheit ew'gen Quell, der Liebe lauter'n Bronnen.

Er wallte hin, mein ungestümer Schmerz
War nun zerronnen in der Liebe Quell;
Ein heißes Sehnen füllte nur mein Herz,
Sein Bild zu fassen, sehnte sich die Well'.
Und wenn mit allen seinen Sternen hell
In tiefem Blau mir schien der Himmel nieder,
Dann ebneten die Wogen sich zur Stell',
Und selig wähnt' ich oft, er walle wieder
Auf meiner Spiegelfluth, umstrahlt von Lichtgefieder.

Doch plötzlich drang zu meiner tiefsten Kluft
Ein unbeschreiblich banger Schmerzenslaut,
Ein Seufzer schwebte schneidend durch die Luft;
Da hat's im tiefsten Herzen mir gegraut.
Die Sonne sank, — als hätte Blut gethaut
Der Wolken Schoos — so purpurn übergossen
War jene Wölbung, die sonst herrlich blaut,
Und blutig, klagend meine Wellen flossen,
Als wären sie verletzt von tödtlichen Geschossen.

Es senkt sich schwarze Nacht herab — ein Riß
Zerspaltet tief der Erde dunklen Schoos,
Es ringen aus der Gräber Finsterniß
Die Todten sich mit lauter Klage los;
Die Felsen selbst, so starr und riesengroß,
Erschüttern sich, ein schneidend Trauerklagen
Durchbebt die Luft, ein jäher Todesstoß
Fährt durch mein Herz, und bebend hör' ich sagen:
„Der Gottessohn ist todt, den sie an's Kreuz geschlagen." —

Jetzt wild vorüber, wie zum Tod gehetzt,
Flieht dort ein Mann — entsetzt blickt er umher,
Sein Haar zerrauft, sein lang Gewand zerfetzt,
Lechzend und rastlos, — drückend, unheilschwer
Liegt es auf mir, — da donnert's über's Meer:
„So jage hin, verfolgt von meinem Fluche,
„Bis an der Schöpfung Ende, Ahasver!
„So steht's geschrieben in dem Richterbuche —"
Da jagt er stöhnend hin, verdammt von Gottes Spruche.

Jahrtausende sind mir seitdem entschwebt,
Millionen sah ich kommen — untergeh'n, —
Oft hat mein Schoos im Schlachtenlärm gebebt,
Doch alles mußte, wie ein Traum, verweh'n.
Und wenn die ew'gen Sterne droben steh'n,
Wenn leise Klage rauscht durch meine Wogen,
Da hab' ich oft den Schrecklichen geseh'n;
Vom grauen Haare geisterhaft umflogen,
Ist, wie ein dunkler Fluch, sein Schatten hingezogen.

Dann wandt' ich bebend mich vom Strand zurück
Und stimmte bang in seine Klage ein,
Denn fern, wie ihm, bleibt mir der Ruhe Glück,
Nur eine sel'ge Stunde war sie mein;
Doch Hoffnung naht mir mit dem Mondenschein,
Denn einst, ja einstens wird er wiederkehren,
In seines heil'gen Auges Himmelsschein
Wird all mein wildes Sehnen sich verklären —
Jahrtausende zieh'n hin, wann wird er wiederkehren? —

So rauschte mir die See im Mondenglanz,
Ringsum war's still und feierlich die Nacht.
Auch mich erfüllte heil'ge Sehnsucht ganz
Nach seiner Liebe, seiner Friedensmacht.
Ich sah ihn wandeln auf des Meeres Pracht,
Ich sah die Wogen alle sich verklären;
Dem Ruhelosen ward die Ruh' gebracht,
Am Strande sah ich knieen Ahasveren, —
O himmlisch Friedensbild, wann wirst du wiederkehren? — — —

Phantasie.

Komm', Phantasie, die du mit Windesschnelle
Die Welt durchfliegst!
Als Zauberschifflein leicht dich auf der Welle
Des Lebens wiegst,
Die du als goldbeflügelte Libelle
Durch Lüfte fliegst,
Als Schmetterling dich in die Blumenzelle
Der Düfte schmiegst!

Dir, Phantasie! der hohen, sterngeschmückten,
Bin ich geweiht
Seit jener Zeit, der, ach! schon ferngerückten
Der Kinderzeit!
Wo du dem Kind erschienst, dem gernbeglückten,
In Herrlichkeit!
Ihm Träume wobst aus deinem sterngestickten
Und lichten Kleid!

Komm', Phantasie! die meine frühsten Träume
Gemalt so hold,
Die meines Morgenhimmels Purpursäume
Umstrahlt mit Gold!
Erfüll' noch einmal leuchtend diese Räume,
Vom Sturm umgrollt,

Wo durch die halb versengten Lebensbäume
  Der Donner rollt!

Du nahst! Du nahst! Du hast mich nicht betrogen!
  Auf blauer Bahn
Kommst wunderherrlich du herangezogen,
  Ein Silberschwan!
Du nahst! Du nahst! Du hast mir nicht gelogen,
  Du fliegst heran!
Mit goldnen Rudern theilen wir die Wogen,
  Mein Wunderkahn!

Sehnsucht.

Oft schau' ich hinab in die purpurne Fluth,
In's Rauschen der tanzenden Wogen;
Und wie in der Tiefe der Edelstein ruht,
So fühlt sich des Herzens unnennbare Gluth
Hinab in die Fluthen gezogen,
Als würde die leidende Seele gesund
In kühlender Wellen unendlichem Grund.

Oft schau' ich der Wolken umnebelten Flug,
Und seh' in dem mystischen Walten
Und in ihrem bleichen beflügelten Zug,
Zu dem mich die Sehnsucht des Herzens oft trug,
So ferne, so liebe Gestalten;
Da zieht's mich hinüber mit schmerzlicher Lust,
Als könnte dort heilen die trauernde Brust.

Und nahet in geistigem Schweigen die Nacht, —
Erscheinen in endloser Ferne,
In himmlischer, nimmer verbleichender Pracht,
Die nächtlich nur strahlender wieder erwacht,
Die hehren, die glänzenden Sterne:
Dann möcht' ich verschweben im himmlischen Strahl,
Als müßte dann enden die schmerzliche Qual.

Die Tanne.

O Tanne, dunkle Tanne!
Wenn rings im Maienlicht
Die Bäume alle blühen,
In Duft und Schimmer glühen,
Schmückt dich der Frühling nicht.

Du neigst die dunkeln Zweige
Und träumst von künft'ger Pracht,
Wenn dich mit Silberflimmer,
Mit Gold und Kerzenschimmer
Verklärt die heil'ge Nacht.

O Tanne, dunkle Tanne!
Dann lauschest du froh und bang;
Du hörst die Glocken läuten,
Du weißt, was sie bedeuten,
Und zitterst bei dem Klang.

O Tanne, dunkle Tanne!
Dann ist dein Lenz erwacht,
Plötzlich aus Abenddunkeln
Sieht man dich herrlich funkeln
In wunderbarer Pracht.

O Tanne, helle Tanne!
Welch reicher Frühlingstraum,
Wenn herein die Kinder dringen
Und jubelnd dich umringen,
Den hellen Weihnachtsbaum.

Doch dann, o helle Tanne!
Zieht's von der lichten Pracht
Zur Tanne mich, der dunkeln,
Wo kalt die Sterne funkeln
Hoch über der Grabesnacht.

Zu dir, der lieben Tanne,
Dem dunkeln Weihnachtsbaum,
Der sich dem Hügel weihte,
Wo meine Kinder beide
Verträumen den Weihnachtstraum!

Flachs.

Es hat der Flachs auf's neue überzogen
Mit lichtem Blau das braune Feld umher,
Es spielt der Frühlingswind mit seinen Wogen,
Daß leicht sie wallen, wie ein blaues Meer.

Du Blüthenmeer! die sanften Wogen heben
Sich wie der See, d'rin sich der Himmel bricht;
Du bist ein heiter lächelnd Bild vom Leben,
Den Tod mit seinem Grauen kennst du nicht.

Da wallte dicht heran zu meinen Füßen
Des Flachses Fluth, und im Vorüberzieh'n
Schien jede blaue Welle mich zu grüßen,
Und leise säuselt's durch die Halme hin.

Die erste sprach: Auf fernem Oceane,
Umzuckt von Blitzen und von Sturmes Grau'n,
Werd' ich als Segel flattern im Orkane,
Den Tod werd' ich und seine Schrecken schau'n.

Die zweite sprach: Ein milder Loos beschieden
Ist mir, entfernt von Grauen und von Weh,
Ein holdes Kind, umhüllt von Schlummerfrieden,
Bedeck' ich sanft, wie duft'ger Blüthenschnee.

Die dritte sprach: Ein rauhes Loos gefallen
Ist mir, ich spann' mich aus als Kriegeszelt;
Die Trommeln hör' ich, die Trommeten schallen,
Und unter mir von Schlachten träumt ein Held.

Die vierte sprach: Beim frohen Siegesmahle
Breit' ich mich aus als glänzender Damast,
Es schimmern Kerzen, klingen die Pokale,
Mich schmückt des Silbers, des Kristalles Last.

Die fünfte sprach: Gedreht zum starken Seile,
Knüpft an das Fenster vom Gefängnißthurm
Mich der Gefang'ne an in banger Eile,
Und fährt an mir hernieder, wie im Sturm.

Die sechste sprach: Ein Seil durft' ihn erlösen,
Und doch vom Seil ist ihm der Tod bestimmt;
Denn schlangengleich umstricke ich den Bösen,
Wenn bebend er das Hochgericht erklimmt.

Da seufzt' ich schaudernd auf, — doch eine klare,
Lichtblaue Woge rollt' heran und sprach:
Als Spitzenschleier wall' ich einst vom Haare
Der schönsten Braut an ihrem Hochzeittag.

Ich walle frisch und deine Pulse pochen,
Die letzte sprach's im hellen Morgenroth, —
Bald ist mein Flachs und bald dein Herz gebrochen,
Zu deinem Leichenhemd webt mich der Tod!

Poesie.

Poesie! an dich, an dich,
Schließ' ich fest und ewig mich!
Du, o reiche! sollst allein
Hoffnung, Liebe, Glaube sein.
Sieh'! die Lieb' hat mich verlassen
Und des Glaubens Stern' erblassen,
Auf dem weiten Erdenrund
Keiner Hoffnung Ankergrund! —
Poesie! an dich, an dich
Schließ' ich fest und ewig mich!

Sei mein Anker, stark und fest,
Der mich nicht im Sturm verläßt!
In der Brandung schwankt mein Schiff,
Drohend starrt der Felsenriff,
Aus der Tiefe rauscht's empor,
Klagend heult der Stürme Chor,
Aus den Wolken Blitzesgluth
Zeigt den Abgrund in der Fluth.
Sei der Anker, der es hält,
Daß es nicht im Sturm zerschellt!

Sei, mein Herz, voll ew'ger Gluth,
D'ran das meine sicher ruht.

Sei die Gluth, die mich durchbebt,
Sei die Kraft, die mich erhebt!
Statt in flücht'gen Erdenflammen,
Lodern wir in eins zusammen.
Du, ja du, sollst mir allein
Feuerquell der Liebe sein.
Poesie! an dich, an dich
Schließ' ich fest und ewig mich.

Höhnt die Welt und schmähet dich,
Duld' ich, leid' ich gern für dich;
Fleh' zu dir voll Glaubensmuth,
Weih' dir meines Herzens Blut.
Poesie, dein Dornenkranz
Strahlt mir in verklärtem Glanz,
Und ich nehm' dein Kreuz auf mich,
Blut' und sterbe gern für dich!
Poesie, sollst mir allein
Liebe, Hoffnung, Glaube sein.

Der sterbende Schiffer.

Aus der Hütte engen Wänden
Tragt mich in den Kahn hinaus!
Auf dem Meere will ich enden,
Nicht im dumpfen Erdenhaus.
Meine bange Fieberhitze
Kühl' der frische Hauch der See,
Und die weiße Woge spritze
Mir in's Angesicht den Schnee!

Oftmals mit der Fluth gerungen
Hab' ich in dem Segelkahn,
Hab' mit lautem Ton gesungen
In den brausenden Orkan.
Oftmals blieb ich drinnen liegen
In der hellen Mondennacht,
Ließ mich von den Wogen wiegen,
Sah empor zur Sternenpracht.

Solche Nacht ist unvergeßlich!
Schöner, als am hellsten Tag,
Glatter Meerfluth, unermeßlich
Grüner Spiegel vor mir lag.
Oft dann wünscht' ich mir die Ruhe
In der freien Wogen Gruft,

Nicht in enger Kirchhofsruhe
Eingesenkt in Moderduft.

Nicht vom Trauerzug geleitet
Und der Glocken dumpfem Schall,
Nein, den Himmel ausgebreitet
Ueber freiem Wogenschwall.
Nicht von Brettern eingeschlossen
Und gedeckt mit Erde schwer —
Nein, von Hügeln licht umflossen,
Wie sie spielend wölbt das Meer!

Meine Stunde hat geschlagen!
Kahn, spann' deine Segel aus!
Sollst als offner Sarg mich tragen
In mein herrlich Grab hinaus.
Lößt die Seele sich vom Leibe,
Dann vom Ufer lößt den Kahn,
Daß er mit dem Todten treibe
In den Weltenocean!

Im Wald im Frühling.

Gegrüßt, ihr hohen Bäume, in eurer stolzen Pracht,
Mit euren Kreuzgewölben aus schimmerndem Smaragd!
Gegrüßt, uralte Buche, du aller Bäume Preis!
Du stehst im Heiligthume als priesterlicher Greis.
Deine goldne Priesterbinde, der Sonne Strahlenband,
Deine silberweiße Rinde, dein priesterlich Gewand.
Du breitest, wie zum Segen, die Arme über den Hain,
Da regt sich's von Flügelschlägen, da grüßet dich Groß und Klein.
Hoch oben da hat in dem Wipfel, vom sonnigen Aether umblaut,
Der Bussard im schwankenden Gipfel ein herrliches Luftschloß erbaut.
Und tiefer, vom schattigen Aestchen geschützt vor dem sengenden Strahl,
Erbaute Rothkehlchen sein Nestchen im dämmernden, luftigen Saal.
Es hat es gefüget aus Reislein, aus schwankenden Gräsern und Bast,
Das niedliche friedliche Häuslein ist künstlich trotz manchem Pallast.
Es hat es gefüttert mit Flöckchen, getragen vom schwebenden Wind,
Mit goldenen Ringeln aus Löckchen von manchem holdseligen Kind.

Und kaum war vom Pärlein bezogen das niedliche, fried-
liche Haus,
So streckten sechs hungrige Hälschen die gelblichten
Schnäbel heraus.
Das war nun ein Schaffen und Sorgen, wie hatte
das Männlein zu thun!
Die Jungen, vom Flügel geborgen, die durften so
seliglich ruh'n.
Und leis' um sie flüstert und webt es, von Schwingen,
von buntem Gesumm',
Und rings um sie rauscht es und lebt es, die schützende
Buche herum.
Da kommt, ihren Schatten zu grüßen, der Edelhirsch
stattlich und frei,
Er ruht ihr vertrauend zu Füßen und wieget sein stol-
zes Geweih.
Daneben da hat in die Büsche die Spinn' ihr Gewebe
gehängt,
Von thauig kristallener Frische mit glitzernden Perlen
besprengt.
O Wald, frische Heimath der Freuden! Natur, ewig
herrlicher Quell!
O laß mich versenken mein Leiden in deine beglückende
Well'.
Hier Fülle und Liebe und Leben, und endlich ein sanf-
tes Vergeh'n,
Dort Elend, Sünde und Beben, und bittere Todes-
weh'n.

In der Sterne sanftem Scheine.

In der Sterne sanftem Scheine
Weilet meine Seele gern,
Und die Sehnsucht zieht mich leise
Zu dem schönen, lichten Kreise,
Der mir schimmert, ach, so fern! —
In der Sterne sanftem Scheine
Weilet meine Seele gern.

Einst in einem bessern Leben
Wird mein Geist gleich Strahlen schweben,
Hochentzückt von Stern zu Stern.
In der Sterne sanftem Scheine
Weilet meine Seele gern!

Mein Lied.

Mein Lied ist die Nachtviole,
Prangt nicht im heitern Licht,
Und lockt durch Glanz der Farben
Durch Pracht und Schimmer nicht.

Doch wenn nach banger Schwüle
Die Schwermuth einsam wacht,
Dann blüht es auf und duftet,
Sein Glanzpunkt ist die Nacht.

In der Kindheit.

In meiner Seele strömet eine Quelle,
Die murmelt leise mit melod'scher Welle;
Und wenn des Tages laute Töne schweigen,
Und wenn die Strahlen sich zur Erde neigen,
Da rieselt oft die Quelle silberklar
Und singt mir zu in Tönen wunderbar.
Nicht geb' ich selber diesen Klängen Leben,
Sie hat ein Gott mir in die Brust gegeben
Und ungerufen schwellen sie empor.
Mir ist, als ob der Lüfte himmlisch Chor
Mir Klänge hauchte in die Kindesseele,
Daß Seligkeit der Sehnsucht sich vermähle.
Und blick' ich aufwärts, dankend Gott zu preisen,
Dann tönen sie in leisen, süßen Weisen, —
Dann senket Ruh' auf heiligem Gefieder
Sich still auf die bewegte Seele nieder;
Und immer leiser klingen dann die Worte
Und lösen sich in schwebende Akkorde:
So möcht' ich einst, umwogt von Melodieen,
Hinströmen in das Meer der Harmonieen.

Was ist Poesie?

Erinnerung an Felicia Hemans.

> Wo Euch des Himmels heil'ge Luft umweht,
> Da rauscht die Poesie mit ihren Schwingen;
> Sie fehlet nie, oft fehlt nur der Poet;
> Wie Gott ist sie zuletzt in allen Dingen.
> Georg Herwegh.

In dem Schatten hoher Buchen saß die edle Dichterin,
Sanfte Abendlüfte schwebten durch die grünen Zweige hin;
Glühend neigte sich die Sonne in des Meeres blaue Nacht,
Purpurschleier wob zur Feier die Natur in stiller Pracht.

Sinnend hing Felicia's Auge an des Westens fernem Rand,
Und ihr Haupt, das schöne, bleiche, ruhte auf der zarten Hand;
Ihr zu Füßen saß ihr Knabe, und sein blühend Angesicht
Mit den hellen Lockenwellen schmiegt er an die Mutter dicht.

Und sie sprach: „O heil'ge Gottheit! Du, der Liebe Himmelsquell,
Die Du in das arme Leben sendest Deine Strahlen hell,

Raube meinen dunkeln Tagen nur die einz'ge Wonne
nie,
Dich zu preisen in den Weisen einer frommen Poesie."

Und der Knabe hob die blauen Augen zu der Mutter
auf:
„Was ist Poesie, o Mutter?" fragt' er, lieblich schmei-
chelnd, d'rauf.
Da, in sanfter Wehmuth lächelnd, strich sie von der
Stirne rein
Ihm die reichen, seideweichen Löckchen: „Süßer Knabe
mein,

Poesie ist sel'ge Ahnung, lebend in der Menschen Brust,
Poesie ist stille Mahnung an des Himmels ew'ge Lust,
Ist ein Strahl aus schön'ren Welten, von der Har-
monie ein Ton,
D'rin sich Sterne in der Ferne drehen um der Gott-
heit Thron.

Sah'st du jüngst den Regenbogen? Siebenfarbig auf-
geblüht,
Spannt er aus sich wunderherrlich, von der Sonne
Licht durchglüht;
Also glänzen sieben Künste über'm dunkeln Erdenthal,
Sie vermählet, sie beseelet Poesie als Sonnenstrahl.

Einst erbauten ihr die Menschen in dem grauen Alter-
thum
Hohe, stolze Marmortempel, Säulen trugen ihren Ruhm.

Jene Tempel sind gefallen, Trümmer zeigen ihre Spur;
Doch sie wohnet, doch sie thronet in dem Tempel der Natur.

Die Natur, die ewig hohe, trägt die Poesie am Herzen,
Wie ich dich, mein süßer Knabe, trag' in Wonne und in Schmerzen;
Ihre Leiden, ihre Freuden leben in der Mutter Brust,
Ihre Thränen, wie ihr Sehnen, ihre Qual und ihre Lust!

Morgens tritt in heil'ger Stille Poësie zum Hochaltar,
Den die Mutter ihr erbaute aus den Eiskristallen klar,
Wo die blasse Alpenrose steht als fromme Priesterin; —
Ringsum Schweigen! — zu den Reichen dringt kein Tod der Menschen hin.

Dorten sinkt sie betend nieder, und ihr Auge strahlt entzückt,
Alle Gletscher in der Runde sind mit Rosenglanz geschmückt;
Alpenglöcklein heben kindlich ihre Häupter aus dem Eise,
Und sie klingen, und sie singen ihre Morgenhymnen leise.

Auf den Spuren früh'rer Größe wallt die Hohe oft und gerne,
Auf dem meerumspülten Felsen sitzt sie in dem Glanz der Sterne;
Wo einst Ossian's Lieder klangen, wo die Wogen schäumend ziehen,
Da ertönen ihre schönen, ew'gen Trauermelodieen.

Poesie, mein holder Knabe, schwebet, lebet überall,
Wallet in den goldnen Saaten, rauschet in des Meeres Schwall,
Singet im Choral der Stürme, flammt als Blitz durch den Azur,
Fliegt voll Wonne auf zur Sonne auf des Adlers lichter Spur.

Alles Hohe, alles Schöne ist ihr heilig Eigenthum;
Von Begeisterung entflammet, webt sie eine Glorie d'rum;
Das Gedächtniß edler Helden hebt sie aus der Nacht zum Licht,
Die auf Erden Asche werden, leben ewig im Gedicht.

Wo Germanien's Eichen grünen, steht ein Grab, das ist ihr werth; *)
Darauf ruhen, treu verbunden, eine Leier und ein Schwert;
Aus den Blättern jener Eichen flicht sie einen grünen Kranz,
Und sie tränkt ihn und besprengt ihn mit des Morgens Thränenglanz.

Sieh'st du, wie die Sonne dorten still versinket in die Fluth?
Fühlst du, wie die Sabbathstille auf der weiten Erde ruht?

---

*) Felicia Hemans hat Körner's Grab besungen.

Jene glüh'nden Purpurwolken, wie Flamingo's schiffen sie
Durch die blauen Himmelsauen; dort, ja dort ist Poesie!

Wie sie segeln, wie sie schiffen nach dem goldnen Land
der Ruh',
So auch einst fliegt unsre Seele schönern, bessern Wel-
ten zu.
Poesie, die du verklärtest mir dies dunkle Erdenland,
Im Erbleichen laß erreichen, Hohe, mich dein Vater-
land!"

In dem Schatten hoher Buchen saß sie da, so hehr
und rein,
Ahnungsvoll erglänzt ihr Auge in dem heil'gen Ster-
nenschein;
Ihr zu Füßen saß der Knabe, lehnt' sein Köpfchen an
ihr Knie,
In den Fernen unter Sternen schwebten Tod und Poesie.

An die Sterne.

Zu dem Schimmer,
Zu dem Flimmer
Jener wundervollen Sterne,
Muß ich blicken,
Muß ich schicken
Gruß und Seufzer in die Ferne! —
Aus dem Thale
Zu dem Strahle
Blick' ich still und klagend hin;
Denn in Sehnen,
Denn in Thränen
Hängt an euch mein ganzer Sinn!

O ihr klaren,
Ewig wahren,
Ungetrübten Silbersterne!
Euer Winken,
Euer Blinken
Gleicht der Liebe in der Ferne.
Strahlt wie Ahnung,
Strahlt wie Mahnung

An des Sternes Zaubermacht,
Dessen Schimmer
Nimmer, nimmer
Dieser Erde mehr erwacht!

Tinctura thebaica.

Laß mich dein wunderbares Glück erwerben,
Leblos zu leben, ohne Tod zu sterben.

Gebt mir den Saft! den braunen Saft vom Mohne,
Den Wundertrank von einer fremden Zone,
Der kochte dem Aequator nah'.
Das Schlummergift, d'ran die Granatenlippen
Der Odalisken im Seraile nippen,
Den Lethekelch aus Afrika.

Gottlob! schon senkt ein schweres Nachtgefieder
Umhüllend, schützend sich auf mich hernieder;
Ich liege willenlos gebannt.
Die Glieder ruh'n, ich mag sie nicht bewegen,
Allein mein Herz, es klopft in mächt'gen Schlägen,
Stark pocht der Puls an meiner Hand.

Und um mich wogt's und wirbelt's von Gestalten,
Aus Nebelschleiern seh' ich sich entfalten,
Auftauchen Bilder wunderbar.
Die gelben Strahlen von dem Sonnenbrande,
Darin der Mohn gereift im heißen Sande,
Durchblitzen meine Träume klar.

Welch prächtig Feld! wie schimmern die Turbane,
Purpurn, gleich jenen, welche die Sultane
Sich schlingt in's rabenschwarze Haar.
Wie, oder sind es Köpfe, die zum Schrecken
Des Volks der Pascha ließ auf Piken stecken,
Ein Schmaus dem Geier und dem Aar.

Nein, glühende Turbane sind's vom Mohne,
Der riesig aufschießt in der heißen Zone,
Wo Kopf an Kopf sich prächtig drängt.
Schon seh' ich, wie an allen feinen Ritzen,
Die braune Männer mit den Messern schlitzen,
Ein großer Opium-Tropfen hängt.

Es quillt und quillt, die Köpfe alle bluten,
Alsdann gerinnt in heißen Sonnen-Gluthen
Des Mohnes Hirn, sein Lebenssaft.
Kein Wunder, daß in unserm schwachen Hirne
Er in der dunkeln Höhle unsrer Stirne,
So wunderbare Träume schafft.

Denn in der Tropennacht, der dämmerklaren,
Steh'n geisterhaft des Mohns verletzte Schaaren;
Da quillt und tropft das Opium.
Der Himmel! blauer See mit Naphthaflammen,
Flicht über ihnen Strahl und Strahl zusammen; —
Wie trinken sie den Schimmer stumm!

Und Geisterklänge süß und schaurig schweben
Herüber aus dem einst so prächt'gen Theben,
In alle Tropfen dringt der Klang.

Denn Theben ward erbaut in Harmonieen,
Und seines Königs Lyraklänge ziehen
Um die versunknen Mauern bang.

Und nächtlich legt sich auf die klaren Lüfte
Der schwarze Schatten jener Königs-Grüfte,
Des sieb'ten Wunderwerks der Welt.
Es schlägt umsonst der Pyramiden Mauern
Der Flügelschlag der Zeit in Wetterschauern; —
Sie streben auf zum Sternenzelt!

Könige ruh'n, von Hüllen fest umwunden,
Mit köstlichen Gewürzen eingebunden,
Jahrtausende darin in Todesruh'.
Und beinah' scheint mir's, daß ich ihrer Leiche,
Umhüllt von Orients Schlummerbanden, gleiche; —
Doch traumlos schlafen jene zu.

Es wogt und wallt, die Meereswellen stöhnen,
Sie brechen sich am Strand mit dumpfem Dröhnen,
Durchrauschen meine Träume bang.
Wie schwarz die Wolke, — jetzt wird sie zerrissen,
Es flammt ein Strahl aus ihren Finsternissen,
Und horch! ein wundersüßer Klang!

Der Memnon klingt, des Bräut'gams eh'rnen Zwinger
Berührt Aurora mit dem Rosenfinger,
Der süße Klang, noch hallt er nach.
Und immer heller wird der Nebelschleier,
Mein Blick wird klar, mein Athem hebt sich freier,
Es siegt der Tag!

Gesang.

Im Gesang —
Schmilzt der heißen Sehnsucht Drang;
Auf dem Strom von Harmonieen
Kann die Seele aufwärts ziehen.
Sanft in Thränen und Gesang
Schmilzt der heißen Sehnsucht Drang.

O! Gesang! —
Wenn die Brust so schwer und bang,
Hab' ich deine Macht empfunden,
Hab' ich süßen Trost gefunden.
Leicht, in Thränen und Gesang,
Wird die Brust, so schwer und bang.

Im Gesang —
Kündet sich der Freude Klang.
Freude jubelt in Akkorden,
Freude spricht sich aus in Worten;
Doch am Höchsten im Gesang
Kündet sich der Freude Klang.

O Gesang —
Wenn mein Leben einst verklang, —

Sei es meinem Geist gegeben,
Im Gesang Euch zu umschweben;
Wenn mein Leben einst verklang,
Schweb' ich zu Euch im Gesang.

Die Träume der Erde.

Es träumet Alles, was da lebt auf Erden,
Und dieses Leben selber ist ein Traum;
Doch seine Deutung wird gelöset werden,
Wenn Psyche einst entschwebt dem engen Raum.
So schweben Träume auch um unsre Erde,
Erfüllen wechselnd sie mit Lust und Schmerz;
In ihrem Wechsel ich dir zeigen werde,
Es träumt die Erde wie das Menschenherz.

Die Erde ruht in stiller Ahnungsfeier,
Wie eine fromme, reine Jungfrau ruht;
Ihr webt das Morgenroth die heil'gen Schleier,
Umhaucht sie hold mit zarter Rosengluth.
Da tönt ein Jubellied aus tausend Kehlen,
Und Melodieen strömen durch den Hain,
Die Zweige all' harmonisch sich beseelen,
Den ersten Traum des Frühlings ihr zu weih'n.
Die Quellen rauschen durch den Sammt der Wiesen,
An ihrem Ufer tausend Blumen sprießen,
Der Himmel strahlet wolkenlos und rein,
Im klaren See malt sich sein Wiederschein;
Es singt die Nachtigall im Blüthenbaum, —
Das ist der Erde erster Frühlingstraum.

Wie aus den Knospen Blüthen sich entfalten,
Entblühet rasch des Traumes glänzend Walten;
Und immer höher steigt die Freudensonne,
Und alles Leben athmet Lust und Wonne.
Ob auch die zarten Rosenknospen fallen,
Sie sieht die goldne Saat der Aehren wallen;
Es blüht der Mohn in tausendfarb'gem Kranze,
Umstrahlt ihr grün Gewand mit neuem Glanze;
Und wenn die Sonn' im Feuermeer versinket,
Der sanfte Hesperus vom Himmel blinket.
Wie wunderschön ist doch die Sommernacht,
Wenn Luna's Strahl im Wolkenmeer erwacht!
Um Blatt und Blume schwebt ihr zitternd Licht,
Das strahlend sich im glatten Strome bricht.
Johanniskäferchen mit sanftem Scheine
Glüh'n in der Luft, beschwingte Edelsteine,
Und auf des Flusses spiegelklaren Wogen
Kommt sanft und still ein Schifflein hergezogen:
So schiffen Geister durch den Aetherraum, —
Das ist der Erde hoher Sommertraum.

Wie aus den Blüthen goldne Früchte steigen,
So muß der Lenz des Herbstes Nahen weichen;
Doch schwebet er zur Erde jubelnd nieder,
Genuß und Freude athmen seine Lieder.
Es schwillt in tiefer Gluth die Purpurtraube,
Im dunklern Schatten wölbet sich die Laube,
Und wie die Sonn', eh' sie sich weiht den Fluthen,
Noch einmal schmückt die Welt mit Purpurgluthen:
So strahlt der Herbst in hohem Farbenglanze,

Und schmückt die Erde mit dem schönsten Kranze.
Und wie die Jungfrau, welche Gott sich weiht,
Noch einmal schaut der Erde Herrlichkeit:
So schaut die Erde, eh' der Herbst sie läßt,
In seinem Traum das höchste Götterfest.

Des Traumes goldne Farben sind entwichen,
Die Blüthe sank, die Gluthen sind verblichen,
Der Jugend Blüthe hat die Welt verlassen,
Und ihre Wangen fühlt sie kalt erblassen.
Der Winter reißt vom Haupt die Blüthenkränze,
Er raubt ihr jede Spur vom holden Lenze;
Er kleidet sie in Schneegewande ein,
Und schließt sie ein in den kristall'nen Schrein.
Da rauschen Strom und Wald die Todtenklage,
Doch Hoffnung strahlt als Stern am Sarkophage;
Und durch zerriß'ne Wolken glänzt ihr Licht,
Das mild und rein vom Auferstehen spricht.

Jugendsehnsucht.

Jugendzeit!
Liegst mir schon so fern und weit!
Ach! des Herzens heißes Sehnen
Und des Auges stille Thränen
Weih' ich den entschwund'nen Tagen;
Doch kein Zauber kann mich tragen
Zur entschwund'nen Jugendzeit,
Ach! sie liegt schon fern und weit!

Jugendglück!
Kehrst du nimmermehr zurück?
Wo der Brust in süßem Hoffen
In der Welt ein Himmel offen,
Den der Liebe zarte Kränze
Schmücken zu dem schönsten Lenze.
Früh entschwund'nes Jugendglück,
Kehrst du nimmer mir zurück?

Jugendschmerz!
Auch nach dir sehnt sich mein Herz,
Wenn die Brust in sanfter Trauer
Und in süßem Wehmuthschauer
Unter Blumen möchte schlafen,
In dem stillen Friedenshafen.

Süßer, heil'ger Jugendschmerz,
Auch nach dir sehnt sich mein Herz!

Jugendtod!
Winkst du mir im Abendroth?
Ach! mit jener Gluth zu sinken,
Um im Lebensstrom zu trinken,
Wenn das Herz noch unverdorben,
Das Gefühl nicht abgestorben.
Schöner, sanfter Jugendtod
Winkst du mir im Abendroth?

Ständchen.

Sonne ist hinabgesunken,
Stille ruhet auf der Flur,
Und von sanftem Schlummer trunken,
Liegt so friedlich die Natur.
Nur Gesang von Nachtigallen
Hörst du in der Ferne schallen;
Ach, sie singen Lieb' und Lust!
Liebe träumt auch meine Brust.

Alles ruht in heil'gem Schweigen,
Blumen selbst die Häupter neigen,
Vöglein deckt in süßer Ruh'
Sich mit seinem Flügel zu;
In dem Wasser ziehen leise
Kleine Fischchen Silberkreise;
Nachtigall singt Lieb' und Lust, —
Liebe träumt auch meine Brust.

Holde Ida, schließe nicht
Deiner Augen Himmelslicht!
Aller Sterne Wunderpracht
Leuchten dieser Sommernacht;
Drum verhülle, Ida, nicht
Meiner Liebessterne Licht!

Lausch' dem Lied der Nachtigall:
Liebe, Liebe! ruft ihr Schall;
Lieb' erfüllt mit Schmerz und Lust,
Liebe träumt auch meine Brust.

Ehrgeiz schlummert, Macht und Rang,
Liebe wacht nur und Gesang.
Ahnung und Erinn'rung leise
Zieh'n um uns die Zauberkreise.
Durch die Nacht mit sanftem Flimmern
Lichter unsrer Heimath schimmern,
Liebe strahlt im Sternenglanz,
Liebe füllt die Seele ganz.

Werdet sanfter jetzt, ihr Töne!
Strahle bleicher, Sternenschein!
Schließ' das Auge jetzt, das schöne,
Holde Ida! schlafe ein.
Schwanengleich die Töne klingen
Und mein Herz zur Ruhe singen;
Schlumm're, Herz, in deiner Gruft,
Denn schon weht die Morgenluft;
Wenn die Stern' am Himmel geh'n,
Darfst du wieder aufersteh'n!

Schiffers Abschied.

Für dieses Erdenleben
  Lebewohl!
Es ruft mein Herz mit Beben
  Lebewohl!
Mir ward ein trübes Loos!
  Tragt, ihr hellen
  Meereswellen,
Tragt mich aus der Heimath Schoos!

Und bin ich fortgezogen
  Schon so lang,
Und blickst du auf die Wogen
  Schwer und bang',
In heißer Liebesgluth —
  Lößt dein Sehnen
  Sich in Thränen,
Laß sie rollen in die Fluth!

Zum grünen Hügel schwellen
  Ueber mir,
Dereinst die Meereswellen
  Fern von dir.

Sie rauschen immer zu!
Wenn sie droben
Stürmisch toben,
Schlaf' ich tief in süßer Ruh'!

An * * *.

Trauernd höre ich die bange Kunde:
Von des Vaterlandes theurem Grunde
Willst du scheiden zu der neuen Welt?
Zu Westindiens fernen Colonieen
Muß die Sehnsucht meines Herzens ziehen,
Die umsonst nach dir die Seele schwellt.

Auf des weiten Oceanes Wellen
Seh' ich fern die weißen Segel schwellen,
Die dich führen aus dem Vaterland.
Aber wird dein Herz nicht banger schlagen,
Wenn die Fluthen dich nun dorthin tragen,
Wo die Heimath dir auf ewig schwand?

Cedern sieh'st du dort zum Himmel streben,
Palm' und Cokus schattig sich erheben,
Wo die schlanke Tamarinde sprießt;
Wo die ungeheure Lebenseiche
Hoch zum Dome wölbt die Silberzweige,
D'ran herab ein Silbervorhang fließt.

Wo, aus einem Banianstamm entsprungen,
Grüne Bogengänge sich geschlungen
Durch des Urwalds mächt'gen Blätterdom;

Wo Lyanen sich im Winde wiegen,
Colibri mit Glanzgefieder fliegen,
Donnernd rauscht in wilder Kraft der Strom.

Wo der reichsten Farben tiefste Gluthen
Auf den Fluren ruhen, auf den Fluthen
Stolz geschmückt von hoher Masten Pracht.
Wo die Wogen goldne Funken sprühen,
Um Delphine Silberfurchen glühen
In der wundervollen Tropennacht.

Wo so schimmerndhell erglüh'n die Sterne,
In dem reinsten Blau der Himmelsferne,
Daß sie scheint ein Meer von Glanz zu sein.
Wo die heil'ge Mitternacht sich kündet,
Daß sie wunderbar das Kreuz entzündet,
Drum sich fromm die andern Sterne reih'n.

Aber wird dein Aug' bei dieser Feier
Nicht umhüllen still ein Thränenschleier?
Wird dein Geist aus diesem lichten Traum
Sehnend nicht die Meereswogen theilen,
Um bei einem schwarzen Kreuz zu weilen
Auf des deutschen Friedhofs grünem Raum?

Die Abendglocken.

Die Abendglocken tönen mit feierlichem Klang,
Sie wecken in meinem Herzen so süßen Wehmuthdrang,
Sie rufen mir die Tage der Jugend hold zurück,
Sie tönen mir wie Klage um manch entschwunden Glück.

Sie thun mir sanfte Klänge aus schöner'n Zeiten kund,
Sie tönen wie Gesänge aus meiner Amme Mund;
Wohl sind sie Wiegenlieder, beschwichtigend den Schmerz,
Sie wiegen ein zur Ruhe so manches Menschenherz.

Wenn einst von meinem Leben der letzte Ton verklang,
Dann, Glocken, singt mit Beben mir meinen Schwanen-
sang!
Wenn bei den Trauerglocken befreit mein Geist entfloh'n,
So grüßt ihn mit Frohlocken der Harfen Jubelton!

Muschel und Rose.

Eine prächt'ge Muschel, rosenroth
Schimmert vor mir, die das Meer mir bot.
In die tiefgewölbte, rosige Schale
Setz' ich eine blüh'nde Ros' vom Thale.
Also blüht die Gluth der Erdenrose
Neben jener aus dem Wogenschoose.
Angehaucht vom rothen Rosenschimmer,
Blüht noch heller auf der Muschel Flimmer.
Und die Rose scheint sich zu beseelen,
Von dem Lenze leis' ihr zu erzählen,
Der sie grüßte in dem grünen Thale,
Wo sie aufgeblüht im Morgenstrahle;
Von den Perlen, die am Kelch ihr hingen,
Von den leichtbeschwingten Schmetterlingen,
Von den Strahlen, die von Sternen wallen,
Von dem Liebeslied der Nachtigallen.
Höher leuchtet sie in Rosengluthen,
Neigt sich zu dem Rosenkind der Fluthen.
Aus der Muschel klingt ein leises Rauschen,
Bebend, still, muß ihm die Rose lauschen:
„Nicht getauscht hätt' ich mit deinem Loose,
„Schöner lebt sich's in des Meeres Schoose,
„Von der dämmerblauen Nacht umdunkelt.
„Meine Wiege war von Pracht durchfunkelt,

„Der Korallen purpurnes Gewimmel
„Wölbte herrlich meinen Wiegenhimmel.
„An der Decke Edelsteingeflimmer,
„Mir zu Füßen lichter Perlenschimmer,
„Gold'ger Bernstein glänzend durch die Fluthen,
„Und der Meeresfahnen Scharlachgluthen.
„Pracht und Schimmer glühend überschwänglich,
„Nicht wie deine, Erdenkind, vergänglich."
Höher glüht der Muschel Purpurschimmer,
Aber blasser wird die Rose immer.
Leiser klingt's, wie fernes Wogenrauschen,
Sehnsuchtsvoller muß die Rose lauschen,
Wie ersterbend ganz das Rauschen schweigt,
Hat die Rose still ihr Haupt geneigt.

Die Nachtigall.

Auf des Kirchhofs nied'rer Mauer
Saß die sanfte Nachtigall;
Ew'ge Lieb' und milde Trauer
Flötete ihr Himmelsschall.
Wie die Mutter ihrem Knaben,
Sang den Todten sie ein Lied;
Sieh! da flatterten die Raben
Auf der Gräber still Gebiet.
„Willst du hier vom Feld der Leichen,
Eitle Sängerin, entweichen!
Nur Verwesung wohnet hier —
Der Verwesung krächzen wir!"
Doch die Nachtigall sie sprach:
„Jedem Frühling zieh' ich nach,
Zweifler nur Verwesung seh'n,
Fromme — Frühlings-Auferstehn!"

Flügel.

Als ich, ein kleines Mägdelein,
Sprang fröhlich hin durch Flur und Hain,
Und immer noch nicht schnell genug
Der Fuß durch all' die Pracht mich trug;
Da rief ich oft: Ach, Schmetterling!
Wär' ich, wie du, ein schwebend Ding,
Dann flög' ich selig hin wie du,
Nur immer zu, nur immer zu!

Als ich, ein träumend Mägdelein,
Ging still dahin durch Flur und Hain,
Und mich der Sehnsucht heißer Zug
Nach einem fernen Bilde trug;
Da dacht' ich oft in mich hinein:
Ach, eine Taube möcht' ich sein!
Dann flög' ich weiß beschwingt dahin,
Und suchte ihn, und suchte ihn!

Und später, wenn nach heißem Tag;
Ich oft im hohen Grase lag,
Wenn alles um mich, dumpf und schwül,
Recht wie mein innerstes Gefühl;
Da rief ich oft der Poesie,
Daß sie mir ihre Flügel lieh,

Dann flog ich höher, immer zu,
Und Frieden fand ich oft und Ruh'.

Wenn jetzt mein Herz, in sich versenkt,
An all' die schönen Flügel denkt,
Der Schmetterlinge, die dahin,
Der Taube, die nicht fanden ihn,
Der Poesie, ach! deren Kraft
Im Sturm des Lebens mir erschlafft;
Dann seufz' ich oft wehmüthiglich:
Die Flügel, Mensch, sind nicht für dich!

Wiegen=Lied.

Schlafe, Herzliebchen, mein rosiges Kind!
Schlafe, in Blüthen da säuselt der Wind;
Frühling umschwebt dich mit flüsterndem Gruß,
Frühling umhaucht dich mit Blüthen und Kuß!

Vögelein singen im wirbelnden Chor,
Fliegen dann fröhlich zum Himmel empor;
Wenn dann im Garten kein Blättchen sich regt,
Leise dein Schutzgeist sein Flügelpaar schlägt.

Brüderchen naht dann mit schwebendem Schritt,
Bringet dir Rosen und Lilien mit,
Legt dir die Lilien auf's klopfende Herz,
Daß sie dich schützen vor Sünde und Schmerz!

Brüderchen blicket dann liebend dich an,
Wie es im Leben so freundlich gethan,
Schwebet dann wieder holdselig und schön
Heim mit den Engeln zu himmlischen Höh'n!

Schlafe, Herzliebchen, schlaf ruhig, mein Kind!
Schlaf', in den Blüthen da säuselt der Wind;
Brüderchen lächelt vom Himmel herab,
Frühling streut Rosen auf Wiege und Grab!

Die beiden Rosen.

Ein Jüngling mußte sterben
In heißer Liebesqual,
Weil er nicht durft' erwerben
Die Jungfrau seiner Wahl.

Die Jungfrau, bleich von Wangen,
Neigt sich zu ihm herab:
„O stillt mein heiß Verlangen,
Legt mich zu ihm in's Grab.“

Die Jungfrau, bleich von Wangen,
Ihr Haupt im Tode neigt,
Sie hat ihr heiß Verlangen
Im kühlen Grab erreicht.

Nun ruh'n sie, fest umschlungen,
In ew'ger Liebestreu,
Aus ihrem Grab entsprungen
Da sind der Rosen zwei.

Die haben sich aufgeschwungen
Hoch in die blaue Luft;
Die halten sich fest umschlungen
Hoch über der niedern Gruft.

Die haben sich fest verschlungen
Zu einem Liebesknoten,
Die Rosen sind entsprungen
Der treuen Brust der Todten.

O um die Todten weinet nicht.

O um die Todten weinet nicht!
Nein, weint um Jene, die gefallen,
Die schuldbedeckt durch's Leben wallen,
Die wie ein Schwertstrahl trifft das Licht.
O um die Todten weinet nicht!

Die erste Mutter weinte nicht
Um ihn, den Schatten dicht umwallen;
Sie weint um Jenen, der gefallen,
Den wie ein Schwertstrahl trifft das Licht.
O um die Todten weinet nicht!

Die beiden Lilien.

Luna! Lilie! holde Schwestern,
Auserkohren, zart und rein,
Erd' und Himmel zu verschönen
Mit der Anmuth Zauberschein.

Für das Höhere geboren,
Luna ward des Himmels Braut,
Wo ihr sie im Silberschleier
Priesterin der Sterne schaut.

Leuchtend in dem weißem Kleide,
Mit der Schwester keuschem Sinn,
Steht die Lilie im Garten
Als der Blumen Priesterin.

Und es sind die beiden Schwestern
Still einander zugewandt,
Und geheimnißvoll umschlinget
Sie der Liebe heilig Band.

Strahlen schickt herab, statt Düften,
Luna auf die Erdenwelt;
Düfte schickt empor, statt Strahlen,
Lilie zum Himmelszelt.

Sanft, im Strahlenarm der Schwester,
Stirbt die Blumenpriesterin,
Luna trägt der Lilie Seele
Zu den ew'gen Sternen hin.

Wolken.

Wolken, ihr himmlischen! laßt euch begrüßen,
Luftige Pilger! ich sink' euch zu Füßen.
Wolken, die ihr meine Kindheit umschwebtet,
Wonnige, schimmernde Träume belebtet,
Träume vom goldenen, zaub'rischen Schlosse,
Und vom ätherisch geflügelten Rosse,
Träume von Seligkeit, Träume von Frieden,
Träume von Herrlichkeit, mir nicht beschieden.

Wolken, die einst mir im farbigen Bogen
Liebend die Brücke zum Himmel gezogen,
Seid ihr dieselben? — Ihr leuchtet noch immer
Herrlich und strahlend im purpurnen Schimmer.
Himmlische Brücke! noch hast du den Bogen,
Wie vor Jahrtausenden, prächtig gezogen,
Aber dich durfte das Kind nur betreten —
Wolken! ach laßt mich still weinen und beten!

Der Vogel.

Den Vogel neid' ich um sein Loos,
Der frei in Lüften flieget,
Der in des Waldes grünem Schoos,
Im stillen Nestchen, weich von Moos,
Sich sanft in Schlummer wieget.
Ihm rauscht der Wald den Schlafchoral,
Ihm glüht der Sonne letzter Strahl,
Des Morgens Purpurröthe.

Froh schwebt er durch die Frühlingsau,
Läßt hell sein Lied erklingen;
Er badet sich im Morgenthau
Und kühlet in den Wogen blau
Die freien, leichten Schwingen.
Ein Körnchen reicht ihm gern die Flur,
Er eilt zum Tische der Natur,
Wo Groß und Klein willkommen.

Und wenn der schöne Lenz entschwebt,
Die Blätter alle fallen,
Der Sturm durch dürre Zweige bebt,
Der Vogel seine Flügel hebt,

Nach Süden hinzuwallen.
O Vogel! einst mach' ich's, wie du,
Und zieh' der schönern Heimath zu,
Auf froh gehob'nen Schwingen!

Funken, Perlen.

Funken! Perlen! Euer Schimmer
Schmückt die Welt mit Zauberflimmer.
Funken hoch am Himmel blau,
Perlen tief in grüner Au.
Funken Edelstein' im Schacht,
Perlen in der Wogen Nacht.
Doch am schönsten, wenn verbunden
Perl' und Funke sich gefunden;
So zum schönsten Edelstein
Wird die Liebesthräne rein,
Weil in ihrem Glanz verbunden
Perl' und Funke sich gefunden.
Perl' und Funke angezogen
Haben sich im Regenbogen,
Wenn der Sonne goldner Funken
Küßt des Himmels Perlen trunken.
Perl' und Funke wird verbunden
In dem goldnen Wein gefunden.
Wenn die ersten Funken scheinen,
Muß die Rebe Perlen weinen.
In die Perle, wonnetrunken,
Schließt sich ein der Sonnenfunken.
Muß gepreßt die Perle fließen,
Funken muß sich mit ergießen.

Feurig schließt der goldne Wein
Perlen drum und Funken ein.
Fällt in's Herz der Perlenfunken,
Wird es lust- und wehmuthtrunken.

Der Hof der Blumen.

Willkommen, ihr Blumen, willkommen!
Wie prangt ihr im schimmernden Kleid!
Ihr wißt, daß der Reichstag gekommen,
Seid alle zur Krönung bereit.

Ihr möchtet die Herrscherin kennen,
Und winket und grüßet mir zu?
Geduld nur; ich will sie euch nennen.
Die Königin, Lilie, sei Du.

Die Rose scheint drob zu erstaunen:
„Die Lilie, so weiß und so bleich,
„(Das sind doch gar seltsame Launen)
„Soll herrschen im blühenden Reich?!“ —

Aurikel im Sammetkleid prächtig,
Zu Hoffräulein seid ihr ernannt.
Du Lorbeer, zum Heerführer mächtig —
Ihr Tulpen! — seid Damen von Stand.

Euch Rittersporn, Sternblum', Jasminen,
Ernenn' ich zu Hofjunkern fein,
Narciß soll als Kammerherr dienen,
Und Schlüsselblum' — Schlüsseldam' sein.

Ihr stolze Gesandten aus Süden,
Orangen, an Pracht unerreicht,
Die duftige Vollmacht aus Blüthen
Der Königin heut überreicht!

Goldregen! dich hab' ich vor Allen
Zum Rath der Finanzen erwählt,
Dich schüttelnd und rüttelnd, laß fallen
Den Brautschatz herab ungezählt.

Der Zephir sei Page am Hofe,
Ihr Schmetterling' — Galla-Livrée,
Du Tausendschön, diene als Zofe
Der Fürstin, die blendend wie Schnee.

Eil', herrlich die Lilie zu schmücken,
Zum doppelten Feste der Wahl;
Denn, Blumen, euch ganz zu beglücken,
Erwählt sie noch heut den Gemahl.

Im lichtweißen Atlas sie prange,
Besprengt mit Brillanten von Thau;
Aurora, du röth' ihr die Wange,
Daß hold sie erglühe als Frau.

Nun seht sie im bräutlichen Schimmer,
So königlich und doch so mild,
Des Spiegelsees glänzender Flimmer
Hält, zitternd vor Wonne, ihr Bild.

Jetzt schaut sie empor, denn gewogen
Ist sie heimlich dem Prinzen vom Strahl,
Mit dem Hof kommt er schmachtend gezogen, —
Der Mond sei der Lilie Gemahl.

Am Rhein.

Durch die Fenster der Kapelle
Fällt des Abends goldner Schein,
Leise rauschend fließt die Welle
Von dem schönen, breiten Rhein.

Um der Pappeln hohe Wipfel
Webt sich rosenrothe Gluth,
Schwankend malen sich die Gipfel
In der spiegelklaren Fluth.

Dunkelblaue Berge kränzen
Dieses segenreiche Thal,
Und der Städte Thürme glänzen
Blinkend hell im Abendstrahl.

Kleine Wölkchen, glanzumflossen,
Schiffen leicht dem Westen zu,
Wo, mit Purpur übergossen,
Still die Sonne sank zur Ruh'.

Weiß die Segel ausgebreitet,
Wie ein leuchtend Flügelpaar,
Sanft dahin ein Schifflein gleitet
Auf dem Strome silberklar.

Wie die sel'gen Geister gleiten,
Zieht's dem gold'nen Westen zu.
Schifflein, meine Flügel breiten
Möcht' ich selig, still wie du!

Zwei Ströme.

Es zieh'n zwei klare Ströme zum fernen Ocean,
Doch beide sind geschieden durch eine Erdenbahn,
Und tief in jedem Strome die heiße Sehnsucht ruht,
Die Wogen zu vereinen des andern Stromes Fluth.
Allein die Erde trennt sie, des Lebens wirrer Zug
Eilt rastlos zwischen ihnen vorbei im wilden Flug.
Der laute Lärm verschlinget der Wellen Klageton,
Die starre Macht der Erde spricht ihrer Sehnsucht Hohn.
Nur höh'rer Geister Walten ist ihnen hold geneigt,
Umschwebt sie mild und tröstend, wenn alles Leben schweigt.
Wenn sich des Abends Schleier still auf die Erde legt,
Wenn zwischen beiden Strömen sich störend nichts mehr regt,
Dann wacht geheimes Leben in ihren Fluthen auf,
Dann rauschen auf die Wogen, beflügeln ihren Lauf.
Mit geisterhaftem Schwellen steigt's aus der Tiefe Schoos,
Es ringen sich die Wellen bebend und tönend los.
Sie streben an jedem Ufer empor mit aller Macht,
Sich liebend zu vereinen, eh' noch entflieht die Nacht.
Die Ufer möchten weichen im heißen Mitleidsschmerz,
Auf daß befreit die Ströme sich sinken könnten an's Herz.
Und alle Lüfte tragen den Klang so schwermuthsvoll

Hinüber und herüber, der jedem Strom entquoll.
Die kleinen Blumen am Ufer, die schauen traurig drein,
Und weinen Wehmuthperlen still in die Fluth hinein.
Und Nachtigallen tauchen in den rauschenden Strom die Brust,
Und singen über den Wogen ihr Lied voll Schmerz und Lust,
Bis hoch in blauer Ferne, in heimlich stiller Pracht,
Die ew'gen, hellen Sterne sind feierlich erwacht.
Die schauen sanft hernieder mit Augen klar und hell,
Ihr Zauberblick beschwichtigt die aufgeregte Well'!
Und goldne Saiten spannen sich aus von Stern zu Stern,
Drin es melodisch säuselt wie Himmelsgruß des Herrn:
„Wallt hin, getrennte Ströme! kurz ist der Schmerz der Zeit,
Bald sinkt ihr fest verschlungen in's Meer der Ewigkeit."

Er hat aus seiner hohlen Hand ꝛc.

Er hat aus seiner hohlen Hand gegossen
Das weite Meer,
Daß hymnenrauschend es dahin geflossen,
Unendlich hehr.
Er hieß die Berge auf zum Himmel streben,
Und weit und breit
Die mächt'gen Wälder ihre Kronen heben
In Herrlichkeit.
Er ließ Geschöpfe durch die Fluren schweifen,
Von Lust geschwellt,
Und hieß die stille Menschenseele reifen
Der bessern Welt.
Und eine Thräne heller Liebeswonne
Hat er geweint,
Die uns von droben nun als ew'ge Sonne
Des Lebens scheint.

Sprüche.

Das Leben birgt den Tod, der Tod, er birgt das Leben;
Tödliches Leben, flieh'! lebend'gen Tod zu geben.

Wie unsre Erdennacht, so liegt der stille Tod,
Ein dunkler Mittelpunkt von Abend-, Morgenroth.

Nicht geht uns in der Nacht das Abendroth verloren,
Nun wird's in ihrem Schoos als Morgenroth geboren.

Wohl eine Frage ist des Menschen Erdenleben,
Die Antwort wird dereinst die ew'ge Liebe geben;

Doch hier wird sie uns nicht, trotz unserm heißen Bitten,
Weil als Gedankenstrich der Tod ruht in der Mitten.

O Leben! süße Frucht, die bittern Tod verschließt,
O Tod! du bitt're Frucht, d'raus süßes Leben sprießt.

Mit Unrecht sagt man wohl, sobald die Fessel reißt,
Die Geist und Körper eint: der Mensch gab auf den Geist.

Vom Menschen schied der Geist — es sprengt der Tod die Kette,
Damit, vom Körper frei, der ew'ge Geist sich rette.

An Anastasius Grün.

Grün, wohl ist's ein schöner Name, den der Dichter
sich erwählt;
Grün wird's, wenn im Lenz die Wärme mit dem Lichte
sich vermählt,
Wenn dem jungen Freiheitshelden endlich siegend es
gelang,
Daß der starren Hand des Winters Kron' und Scepter
er entrang.
Und wenn dann des greisen Herrschers Eisesblick im
Tode brach,
Senkt der Lenz den glatten Harnisch und den Silber-
helm ihm nach.
Alle Ketten des Despoten schmelzen in der Liebe Glüh'n,
Und den Frühlingssieg des Lichtes feiert frisch und
leuchtend Grün.

Grün, wohl ist's ein schöner Name in dem deutschen
Dichterreihn,
Ein Smaragd, ein edler, glänzt er in dem Kranz von
Edelstein;
Grün die deutsche Stromeswelle, die dem lieben Va-
terland
Manche Perle rein und helle schon getragen an den
Strand.

Grün die Eiche, so die Wurzel in den deutschen Boden
gräbt,
Und die Zweige jung und kräftig in das Morgenroth
erhebt;
Grün die Saat und grün die Rebe, die im Lichte
reift zu Gold,
Grün der Lorbeer, welcher ewig Grün des Dichters
Ehrensold.

Grün, wohl ist's ein schöner Name, den der Dichter
sich erkor,
Der noch lebt, wenn der des Grafen längst in Dunkel
sich verlor;
Der in treuer Brust des Volkes glüht, wenn in der
Ahnen Reih'n
Sie des Grafen Namen gruben in den kalten Mar-
mor ein.
Der mit jeder jungen Eiche, als sein Sinnbild, auf-
ersteht,
Wenn sein Helmbusch, seine Krone in der Grafengruft
vergeht.
Denn bei jedem Sieg des Lichtes, wenn verjüngte
Strahlen glüh'n,
Jubeln tausend Nachtigallen: Auferstanden ist uns Grün!

Göthe's letzte Worte.

Im Lehnstuhl hingegossen
Liegt bleich der Sängergreis,
Das edle Haupt umflossen
Von Locken silberweiß.
Es klingt durch seine Träume
Des alten Harfner's Klang,
Es rauschen Lorbeerbäume
Ihm zu aus Mignon's Sang.
Er wallt auf Nebelwegen
An ihrer reinen Hand,
Das Licht strahlt ihm entgegen
Aus ihrem Heimathland.
Sterbend, zum Licht gehoben,
Des Sängers Auge bricht,
Von Todesnacht umwoben,
Ruft Göthe: Noch mehr Licht!

Bettina's Kindheit.

Im Schatten von himmelanstrebenden Eichen,
Die wogend im Winde mich flüsternd umrauscht,
Da hab' ich, ein träumendes Kind, in den Zweigen
Dem Walten und Weben der Geister gelauscht.

Im säuselnden Blatt, von den Winden gehoben,
Das tanzend sich senkte auf thauige Flur,
Im schwankenden Grashalm, von Lüften umwoben,
Erkannt' ich dein Walten, o Geist der Natur!

Im Rauschen der nieder sich stürzenden Quelle,
Die funkelnd das Mondlicht mit Silber umwebt,
Im glänzenden Flügel der zarten Libelle,
Da hat mich dein Wirken und Weben umschwebt.

Für mich waren Blätter und Blüthen und Bäume
Von Sprache, von inniger Liebe beseelt;
Sie haben dem Kinde viel wonnige Träume
Vom magischen Tanze der Geister erzählt.

Ich selbst glich der Knospe, voll innerem Leben,
Voll heimlicher Ahnung, erblüht auf der Flur,
Gelockt von der Strahlen erregendem Weben —
Mein Reich war der Frühling, die Luft, die Natur!

Ich schien mir ein Blatt in dem blühenden Kranze,
Ein Kind jedes Blättchen und Blümchen der Flur;
Ein Auge sprach zu mir im schimmernden Glanze
Der Sterne da droben im weiten Azur!

Mich lockten der Nachtigall himmlische Klänge,
Ich schwang mich ihr nach in den blühenden Baum;
Da wiegten mich sanft ihre süßen Gesänge
In manchen entzückenden, himmlischen Traum.

Sie ließ sich zum Kinde vertraulich hernieder
Und sah mir in's Auge so freundlich hinein;
Sie sang ohne Scheu mir die schönsten der Lieder,
Wir wiegten uns beide im mondlichen Schein.

Die rauschenden Wellen, die flüsternden Winde,
Sie drangen wie Klagen mir liebend in's Herz;
Wie Stimmen der Geister, so sangen dem Kinde
Sie leise von Liebe, von seligem Schmerz.

Und war nun der freundliche Sommer geschieden,
Entschwunden sein farbiger, glänzender Duft:
Dann zog's mich in's Freie zum schaurigen Frieden,
Zum schimmernden Mondlicht in eisiger Luft.

Dann ließ ich mit bebendem innerem Schauer,
Vom Geiste getrieben, mir selbst kaum bewußt,
Mich schwebend hinab an der schwindelnden Mauer,
Voll himmlischer, ahnender, geistiger Lust.

Dann sprang ich zum Strom auf die glänzenden Schollen,
Von einer zur andern auf flimmernder Bahn;
Vom zitternden Sternenlicht magisch umquollen,
Durchschifft' ich die Wellen auf silbernem Kahn.

Mich lockte der Wolken weißflockigte Heerde,
Die über mir hintrieb im schwebenden Flug;
Da hob mich die Sehnsucht empor von der Erde,
Ich folgte beflügelt dem luftigen Zug.

So zog ich auf wunderbar himmlischen Bahnen
Mit Wellen und Wolken auf seliger Spur,
So stand ich voll tiefem, voll heiligem Ahnen,
Als kindliche Priesterin in der Natur!

Die Gewitternacht auf der Linde.

Auf der Welt liegt dumpfe Schwüle,
Schwer auf mir liegt Dach und Haus,
Und ich folge dem Gefühle,
Das mich treibt zur Nacht hinaus!

Niemand hat es ja gesehen,
Daß ich von dem Lager stieg;
In den Garten will ich gehen,
Seh'n der Elemente Krieg.

Schwing' mich auf die hohe Linde
In das Laubwerk dicht hinein;
Sie wird gern dem muth'gen Kinde
Ihren guten Schutz verleih'n!

Sieh! da fehlt es nicht an Gästen!
Ganze Schaaren Vögelein
Finden in den grünen Aesten
Sich mit bangem Zagen ein.

Nun, wir werden uns vertragen,
Fürchtet euch nur nicht vor mir;
Laßt das bange Flügelschlagen!
Platz ist für uns Alle hier.

Wie die grauen Wolken jagen, —
Bange Lämmer in dem Sturm!
Und es heult der Wind, wie Klagen,
Um den alten Klosterthurm.

Furchtlos von dem luft'gen Sitze
Seh' ich in die Wetternacht;
Herrlich flammen helle Blitze
Durch des Aethers düst're Pracht.

Ach, wie wonnig strömt der Regen
Um mein grünes Blätterdach!
Welch' ein Rauschen, welch' ein Segen
Ist in allen Lüften wach!

Neben mir die Vöglein schicken
Sich allmählig an zur Ruh';
Ihre kleinen Köpfchen nicken
Und der Flügel deckt sie zu.

Und auf meinem grünen Throne
Sitz' ich, an den Stamm geschmiegt;
Ueber mir die schlanke Krone
Säuselnd sich im Winde wiegt.

Tausend Silbertropfen zittern
In des Wetterleuchtens Schein,
Gleich den Perlen und den Flittern,
Die wir der Maria weih'n!

An der hohen, stolzen Linde
Hängt mein Herz und meine Lust!
Was ich tief für sie empfinde,
Ist mir selbst nicht klar bewußt.

Doch vor meinem innern Leben
Seh' ich oft in wachem Traum,
Sich zum Himmel stolz erheben
Einen hohen Wunderbaum.

Seine Krone, glanzumflossen,
Hebt sich in die blaue Luft;
An den grünen Zweigen sprossen
Tausend Blüthen, voll von Duft!

Wunderbare Harmonieen,
Kräftig, voll und silberklar,
Gleich beschwingten Sängern, ziehen
Durch die Zweige wunderbar.

Wolken ziehen hin und wieder, —
Jahre mit dem Flügelschlag;
Doch es klingen seine Lieder
Herrlich, wie am ersten Tag.

Und mein ganzes Sein und Leben
Drängt mich zu dem Zauberbaum;
Ewig muß ich ihn umschweben
In dem wunderbaren Traum.

Fliege bald auf bunter Schwinge
Gaukelnd um das Blüthenmeer,
Gleich dem leichten Schmetterlinge,
Her und hin und hin und her.

Bald mit federleichtem Tritte,
Als ein flüchtig schlankes Reh,
Zieht mich's aus des Waldes Mitte
In des Baumes Wundernäh'!

Ihm zu Füßen muß ich liegen:
An den Stamm, so glatt und kalt,
Muß ich meine Stirne schmiegen
In des Sehnens Allgewalt!

Schlinge mich als zarte Ranke
Auf an seinen Riesenbau,
Bald als leuchtender Gedanke
Glänz' ich d'ran als Silberthau.

So, in ewig regem Streben,
Hängt an ihm mein Kindesblick,
Und ihm eint mein tiefstes Leben
Unauflöslich das Geschick. —

Aber Zeit ist's, daß ich gehe,
Denn schon röthet sich der Tag;
Vöglein spüren seine Nähe,
Werden in den Zweigen wach.

Und des Morgens klarer Helle
Jubeln sie im Chore zu; —
Doch ich selbst in meiner Zelle
Suche nun im Schlummer Ruh'!

Leise durch des Klosters Räume
Schleich' ich mich, eh' Jemand wacht;
Grünes Luftschloß meiner Träume,
Hohe Linde! — gute Nacht!

Erinnerung an Ida.

Todes-Ahnung.

Im September 1834.

Melancholisch zieh'n des Herbstes Winde
Durch die halb entblätterte Natur,
Und mit Beben
Seh' ich schweben
Welke Blumen nieder auf die Flur.

Ihre letzten Blätter streut die Rose
Auf des hingeschiednen Lenzes Gruft,
Und wie Ahnung,
Todesmahnung
Zieh'n sich Herbstgespinnste durch die Luft.

Und sie spinnen dichter sich und dichter,
Bis ein weißer Schleier d'raus sich webt,
Der dort oben
Ward gewoben
Für die Reinste, die auf Erden lebt.

Und ein Genius schwebt mit welkem Kranze
Still hernieder durch die Abendluft,
  Nimmt den Schleier,
  Der zur Feier
Heil'ger Engel einen Engel ruft.

Zög're noch, auf ewig zu verhüllen
Dieses hohe, dies vollkommne Bild,
  Das voll Wahrheit,
  Heil'ger Klarheit
Mir geleuchtet, himmlisch mild.

Laß noch einmal mich die Züge sehen,
Die mit unbezwinglicher Gewalt
  Mich erfassen,
  Eh' sie blassen,
Von dem Todesschleier dicht umwallt.

Hatte denn das Leben keine Blüthen
Dieser herrlichen Gestalt zu weih'n;
  Fleckenlose,
  Weiße Rose,
Kann der Tod allein dein Engel sein?

Und der Todesengel senket leise
Sein bekränztes Haupt in heil'ger Ruh',
  Ihre Schöne,
  Ihre Töne
Strebten längst der bessern Heimath zu.

Jene Töne, die euch oft begeistert,
Ihrer Harfe wundervoller Klang
Werden schallen
In den Hallen,
Wo erklingt der Engel Chorgesang.

Für die Erde war sie nicht geboren
Und ihr blühet keine ird'sche Lust,
Senk' den Schleier,
Todesfeier,
Leise hin auf die gequälte Brust!

An ihrem Sarge.

Ich sah dein edles Bild vom Tod umfangen,
Doch auch im Tode noch so rührend mild,
Die eingesunk'nen, bleichen Marmorwangen,
Sie waren deiner Leiden schmerzlich Bild;
Die Lippe, die der Tod nur halb geschlossen,
Sie schien erstarrt im heiligen Gebet;
Das Auge, einst von seltnem Glanz umflossen,
Eh' es die heiße Schmerzensthrän' vergossen,
Vom Todeshauche eisig angeweht.
Und dies Gemach, in deinen Leidensstunden
Vor jedem Strahl des Lichtes dumpf verhüllt,
Hat nun den Frühling und den Tod verbunden,
Ist plötzlich nun von Licht und Glanz erfüllt.
Und diese Blumen, die auf heitern Auen
Erblühten fern von dir im Maienduft,
Die du vergebens oft gesehnt zu schauen,
Sie schmücken dich auf deinem Weg zur Gruft.
Nie wird dies Bild aus meiner Seele weichen,
Dies Leidensbild, erstarrt im blassen Tod,
Bis ich dich wiederseh' in jenen Reichen,
Umflossen von des Himmels Morgenroth.

Ihr Grab.

Ich stand bei der Kapelle
Ohnlängst auf ihrem Grab,
Die Sonne schien so helle
Auf's schwarze Kreuz herab.
Die Todtenhügel lagen
Wie eine Blumenflur,
Denn alle Hügel tragen
Der Liebe Blumenspur.
Die schönsten aber neigen
Ihr Haupt auf Ida's Gruft,
Die Blumenseelen steigen
Empor in süßem Duft.
Ihr sanftes, leises Wehen
Drang mir zum Herzen tief,
Sie schienen mit mir zu flehen
Für sie, die drunten schlief;
Für sie, die Wunderblume,
Die einst vor allen schön,
In unerreichtem Ruhme
Stand auf des Lebens Höh'n;
Die reich an jeder Tugend,
An Geist und Anmuth reich,
Stand in dem Reiz der Jugend
Der Centifolie gleich.

Denn hundertfach verbunden
In Fülle war bei ihr,
Was einzeln wird gefunden,
Schon andrer Blumen Zier.
Und alles dies umflossen
Von einem Himmelsglanz,
Von Demuth übergossen
Das holde Wesen ganz.
Ja, wenn zu ihrem Ruhme
Für jede Himmelsgab',
Ihr eigen, eine Blume
Man pflanzte auf ihr Grab:
Dann müßte man entlauben
Die reichste Blumenflur,
Die schönsten Kronen rauben
Der herrlichsten Natur.
D'rum, Blumen, neigt beglücket
Im Tod das Haupt hinab!
Das Schönste, was euch schmücket,
Verblich in diesem Grab.

Ich bin der Seidenwurm.

Ich bin der Seidenwurm, vom Tod umfangen,
Spinn' ich mich sterbend ein in dies Gedicht;
An jedem Faden hat mein Sein gehangen,
Und mit dem letzten auch mein Leben bricht.

Schmerz.

Es ruht ein Schmerz in meiner Seele Tiefen,
Den tilget nie der schnelle Lauf der Zeit;
Ob tausend Stimmen mich zur Freude riefen,
Es bleibt die Brust dem schweren Gram geweiht.

Und wenn die Lust mich reizt mit frohen Scherzen,
Und freundlich naht ein froheres Geschick:
So steigt der Schatten auf aus meinem Herzen
Und hüllt in Thränen diesen Silberblick.

Und wenn der Frühling naht in süßem Walten
Und seinen Kranz von holden Rosen flicht,
Wenn tausend Wonnen sich dem Aug' entfalten,
So stimmen sie mein Herz zur Freude nicht.

Es zieht die Sehnsucht mich in ferne Kreise,
Sie strahlen mir den Heimathgruß herab;
Nehmt hin den Geist und senkt die Hülle leise,
O! senkt sie schonend in das stille Grab!

Auf zu des Lichtes unendlicher Quelle.

Auf zu des Lichtes unendlicher Quelle
Sehnt sich die Brust;
Dort in des Strahles ätherischer Welle,
Die uns umwogt mit belebender Helle,
Wird meine Sehnsucht zur himmlischen Lust.

Schwing' dich, mein Geist, aus den engenden Banden
Selig empor!
Auf zu den sternendurchschimmerten Landen,
Wo die entschwundenen Lieben sich fanden,
Auf zu der Geister harmonischem Chor!

Nahe, mein Genius, nahe mir milde,
Löse den Schmerz!
Zeig' meinem Blicke im dämmernden Bilde,
Die mir entschwebten in Eden's Gefilde —
Ahnung, erhebe das bebende Herz!

Zeig' mir die Kinder im himmlischen Strahle,
Lieblich und hold!
Schwing' dich, mein Geist, aus dem nebelnden Thale
Auf zu des Lichtes belebendem Strahle,
Der sie umkleidet mit Purpur und Gold!

Lebewohl.

Am Sarge meines Kindes 1828.

Lebewohl! du Leben meines Lebens,
Du, mein theures Kind, mein süßes Glück!
Ach! der Thränen wehr' ich mich vergebens,
Lebewohl! Du Leben meines Lebens,
Nimmer wieder lächelt mir dein Blick!

Einmal noch laßt mich die Züge sehen,
Eh' die Erde sie auf immer deckt!
Ach, den Himmel rührte nicht mein Flehen,
Denn das Schrecklichste, es ist geschehen,
Und mein Liebling wird nicht mehr erweckt!

Diese Augen, die der Tod geschlossen,
Mächtig rühren sie das Mutterherz!
Diese Stirn, von Todesnacht umflossen,
Diese Form, so leblos hingegossen,
Mehrt auf's Neue meinen heißen Schmerz!

Und die Händchen, die in frohem Walten
Oft der Mutter Hand so warm erfaßt,
Auf der Brust sind sie nun starr gefalten;
Nimmermehr werd' ich dein Händchen halten
Das im Tode schon so kalt erblaßt.

Dieser Mund, so schmerzenvoll verzogen,
Spricht der Erde ganzen Jammer aus;
Auf der Stirn' ist Frieden eingezogen,
Denn der bange Traum ist ja verflogen —
Ach! des Lebens ganzer Traum ist aus!

Nimm ihn gnädig auf in deinem Reiche,
Güt'ger Himmel! nimm den Engel auf!
In die Erde senkt die liebe, bleiche,
Unschuldsvolle, holde Kindesleiche,
Legt die Blumen und die Kränze drauf!

Lebewohl! Du lieblich reine Blüthe!
Theurer, lieber August! gute Nacht! —
Ach! Dich rief der Gott der Lieb' und Güte, —
Lebewohl, du zarte, heil'ge Blüthe!
Gott hat Alles, Alles wohl gemacht!

Schwermuth.

Schwermuth füllet meine Seele,
Bange Ahnung schwellt die Brust;
Ob ich Fröhlichkeit erwähle,
Gleich zur Trauer wird die Lust!

Ob der Mund zu lächeln strebet,
Ob er heit're Worte spricht;
Was mir hier im Herzen bebet,
Künden meine Worte nicht!

Mag das Auge glänzend scheinen
In des Festes frohem Glanz, —
Ach! es ist ein heimlich Weinen,
Das ihm leiht den feuchten Glanz!

Am Grabe.

Es schwindet der Winter, mit schwebendem Schritt
Naht freundlich der Frühling, bringt Freude uns mit;
Da wandle ich leise, die Seele voll Schmerz,
Hinaus zu dem Kirchhof, es zieht mich das Herz.

Schon blühen viel Blumen am Hügel empor,
Schon singt in den Zweigen der Vögelein Chor;
Da setz' ich mich stille am Hügelrand hin,
Gesenkt nach dem Grabe ist Auge und Sinn.

Wo weilst du, mein Knabe, mein Leben, mein Licht,
Und hörest und siehest die Mutter du nicht?
Schon senkt sich die Sonne so purpurn in's Thal,
Dringt unter den Hügel kein freundlicher Strahl?

Schon funkelt am Himmel wohl Stern mir an Stern,
Bleibt unter dem Hügel das Sternenlicht fern?
Schon strahlet der Mond mir, so mild und so bleich,
Dringt keiner der Strahlen in's nächtliche Reich?

Dringt von deiner Mutter kein Ton denn hinab,
Fällt keine der glühenden Thränen in's Grab?
So schlafe, mein Knabe! die Mutter sie singt,
Wenn auch von dem Liede kein Ton zu dir dringt.

Ich ging mit trübem Herzen
Zu meines Kindes Grab;
Das schwere, bitt're Leiden
Senkt tief mein Haupt hinab.

Wie ist es doch so schaurig
Rings auf der weiten Flur!
Hast auch dein Kind verloren
Du, trauernde Natur?

Als es noch lächelnd blühte,
Dein lichtes Frühlingskind,
Wie warst du da so heiter,
Wie frohe Mütter sind.

Da strahltest du so selig
Im Glück und Liebesglanz,
Da war dein frohes Leben
Ein reicher Blumenkranz.

Und nun im Todtenkleide
Und einer Leiche gleich,
Liegst du auf schwarzer Bahre
Erstarrt und todtenbleich.

Ich höre deine Klagen,
Du banges Mutterherz!
Und möchte gerne lindern
Der Seele heißen Schmerz.

Dir gebe Gott den Frieden,
Den er mir hat gewährt,
In Hoffnung und in Glaube
Hat sich mein Schmerz verklärt.

Denn ist sie erst verschwunden
Die schwarze Trauerzeit,
Seh' ich den Frühling wieder
In seiner Herrlichkeit.

Dann schmücken sich mit Kränzen
Die Fluren und die Au,
Und meine Thränen glänzen
Darauf als Freudenthau.

Dann wand're zu dem Hügel,
Der deinen Knaben deckt,
Und grüße froh die Boten,
Die ich dir auferweckt.

Und wenn sie fröhlich sprießen
Aus seines Hügels Rand,
Dann blick' auf sie recht heiter
Als Auferstehungspfand.

Und harre still, gelassen,
Du siehst den Frühling bald,
Wo blüht dein holder Knabe
In himmlischer Gestalt.

Der Silberblick.

Wer von Euch hat den Silberblick gesehen,
Den wunderbaren, herrlichen Moment,
Wann sich, geläutert in der FlammenWehen,
Das reine Silber von den Schlacken trennt.
Noch war der schöne Anblick uns verschlossen,
Vom Eisenhelm verhüllend überdeckt,
Da hob er sich — vom Wunderglanz umflossen,
Senkt sich mein Blick, geblendet, froh erschreckt.
In einem magischen Verklärungsschimmer,
Erstarrt in tausend Formen wunderbar,
In Blumen, Kronen, Zacken, Sterngeflimmer,
Lag vor uns da das Silber leuchtend, klar.
Ergriffen blickt' ich auf die lichten Massen,
Ein Wunder schien mir dieser Wandlung Glanz,
Ich sah im Geist das Silber als Monstranz,
Ein Wunder selbst, der Wandlung Wunder fassen.
Da rief mein Kind, sein Auge blau und rein
Erglänzte in der Freude Sonnenschein:
„O sieh' den Glanz! in unsern Mährchensagen
So dacht' ich mir der Gnomen Zauberschacht,
Dürft' ich, wie Rübezahl, das Silber tragen
Zu armen Kindern, in der Hütte Nacht,
In Glück und Jubel wandeln ihr Geschick
Durch dieses Reichthums hellen Silberblick!"

Das Aug' des Malers weilte mit Vergnügen
Auf meines Kindes unschuldsvollen Zügen;
Dann sprach er, deutend auf des Silbers Reinheit:
Das Edle ringt sich los von der Gemeinheit.
So hat, von der Begeist'rung Gluth durchdrungen,
Der Genius oft sich niederm Loos entrungen,
Vom mächt'gen Hauch des Ruhms empor getragen,
Sich kühn befreit, mit kräft'gem Flügelschlagen
Vom niedern Vorurtheil, vom Schlackendunst —
Der Silberblick des Lebens ist die Kunst.
Mit leisem Ton, von inn'rer Regung bebend,
Sprach da Maria, kaum das Aug' erhebend:
Mir scheint der Augenblick so wunderreich,
Wohl dem Triumph der höchsten Liebe gleich,
Wenn sie, geprüft im Sturm der Leidenschaft,
Empor sich ringt in heilig frommer Kraft,
Mit reinem Glanz besieget das Geschick, —
Die Liebe ist des Lebens Silberblick."
Erwiederte ein Greis mit weißem Haare:
Sie ist der Silberblick der Jugendjahre,
Doch, gleich dem Silber, wahrt die Liebe nimmer
Im Drang des Lebens ihren reinen Schimmer;
Dann thut ihr neue, ernste Wandlung noth —
Der Silberblick des Lebens ist der Tod."
Mit düst'rer Gluth im schwarzen Feuerauge,
Den scharfen Mund umzuckt von bitt'rem Hohn,
Rief da der Dichter mit empörtem Ton:
Wer wagt's zu sagen, daß uns Liebe tauge!!
Ein Weib kann überall nur Liebe seh'n,
Ein schwacher Greis nicht tiefen Sinn versteh'n.

Ich sah im Geist des Aufruhrs Flammen rasen,
Sah der Empörung mächt'ge Bälge blasen,
Den Thron der Mächtigen wie Schlacken schmelzen,
Sich licht heran den Strom der Freiheit wälzen,
Hell ging mir auf des Vaterland's Geschick,
Aus blut'gem Kampf der Freiheit Silberblick! —
Da nahte eine herrliche Gestalt,
Sie trat vor ihn von goldnem Haar umwallt,
Ein weiß Gewand umfloß sie licht und rein,
Von ihrem Auge strahlt ein heil'ger Schein;
Sie schien herab gesandt als Friedensengel,
Von Silber trug sie einen Lilienstengel,
Sie sprach so sanft, wie Silberglocken läuten:
Wie magst du so die reine Wandlung deuten?
Es ist der echte Geist der Freiheit nicht,
Der sich die Bahn durch Blut und Gräuel bricht.
Wie sich, geläutert in der Prüfung Flammen,
Die edlen Stoffe schließen fest zusammen:
So soll an's Edle sich das Edle schließen,
Ein laut'rer Strom in's Vaterland ergießen,
In Drang und Wirren seine Reinheit wahren,
In unbeflecktem Glanz sich offenbaren;
Dann, wie das Silber aus den Schlacken dort,
Befreit sich der Gedanke und das Wort.

Ludwig Uhland.

Es zieht ein heilig Beben durch meine Seele leis',
Sie möcht' ein Lied erheben dir, aller Harfen Preis,
Die uns von allem Hohen, was Menschenbrust durchdrang,
Die uns von allem Süßen so wunderherrlich sang.
Rührt ihre mächt'gen Saiten auch nicht mehr deine Hand,
Hoch klingt dein Lied im weiten, geliebten Vaterland.
Am Rhein, wo Burschen singen die frischen Melodie'n,
Daß sie hoch oben klingen, wo Frühlingswolken zieh'n.
Beim Fest, wo Kerzenhelle durchblitzt den Rittersaal,
Und hoch, wo die Kapelle hernieder blickt in's Thal.
Durch Wälder, schlummertrunken, tönt deiner Sänge Lust,
Entfacht den Liebesfunken in jeder jungen Brust.
D'rum Heil dir, hoher Barde, du Preis vom Sängerthum,
Der du Germania's Stirne geschmückt mit ew'gem Ruhm!
Tief wird dein Lied ergreifen, so lange strömt der Rhein,
So lang' die Reben reifen im goldnen Sonnenschein.

Mit wärmern Herzensschlägen nennt jeder Deutsche dich,
Dies, Sänger, ist dein Segen, er währet ewiglich!

August, Graf von Platen.

Wenn oft dein Lied in hoher reiner Schöne,
Harmonisch meiner Seele Grund entsteiget,
Mein Geist vor deinem Dichtergeist sich neiget,
Du früh entschlaf'ner Liebling der Camöne;

Dann webt sich aus dem Echo deiner Töne
Ein Traum vor mir, der dich so herrlich zeiget,
Daß jeder Nebelschatten von dir weichet,
Und er dein oft geschmähtes Bild versöhne.

Wie jener Herrscher von dem alten Theben,
Stehst du geschmückt mit Purpur und mit Krone,
Und deiner goldnen Leier mächt'gem Tone
Seh' ich die Marmorsteine sich beleben,
Sich hoch empor zum reinsten Tempel heben,
Der über dir sich wölbt, dem Göttersohne.

Ferdinand Freiligrath.

Oft glüh'nden Auges unter Palmenschatten,
Bist du als Fürst der Indier mir erschienen,
Bald in dem leichten Zelt der Beduinen,
Bald segelnd mit der schnellsten der Fregatten;

Bald jagtest du auf Hengsten der Maratten,
Bald throntest stolz du unter Baldachinen,
Bald düster blickend in den Appenninen,
Sahst du die sechs den Führer stumm bestatten.

Als Zaubrer dann im Kaftan und Turbane,
Zogst in der Wüste Sand du fremde Zeichen,
Als Herrscher in den luft'gen Geisterreichen,
Hielst Heerschau du der Geisterkaravane. —
Jetzt seh' ich dich mit Kleeblum' und Cyane,
Die Palmen müssen deutschem Unkraut weichen.

Friedrich Rückert.

Als Fürst in des Gedankens Aetherreichen
Seh' ich dich stehn auf lichtem Strahlenthrone,
Umringt von den Vasallen deiner Krone,
Beschwingten Worten, die sich dienend neigen;

Du winkst, da schlingen sie den luft'gen Reigen,
Geführt vom Reime, deinem Elfensohne,
Zieh'n sie, wie Sterne, mit melod'schem Tone,
Auf klaren Himmelsgrund die Demantzeichen.

Dann seh' ich in der Sprache reichem Schacht
Als Gnomenfürst auf goldnem Stuhl dich sitzen,
Die Geister senden in die tiefsten Ritzen;
Durch nie erhellter Labyrinthe Nacht,
Läßt da der Reim den goldnen Faden blitzen,
Und reiht daran der Edelsteine Pracht.

Justinus Kerner.

Ich seh' im Geist dich unter grünen Bäumen,
Still lauschen der Natur geheimstem Weben;
Den Wogen, die sich in dem Strome heben,
Dem Flug' der Wolken mit den Purpursäumen.

Kein Fremdling lebt dir in der Schöpfung Räumen,
Die Winde, die zu dir als Boten schweben,
Sie bringen Kunde dir vom Geisterleben,
Das oft sich aufschließt deinen stillen Träumen.

Mit der Natur in tiefer Sympathie
Ist deine Dichterbrust so zart besaitet,
Daß Lust und Trauer, die vorüberschreitet,
Erweckt der Saiten süße Harmonie;
Doch wunderbar und schaurig tönen sie,
Wenn drüber hin der Geister Flügel gleitet.

Georg Herwegh.

Es gleicht dein Lied der Quelle, die, wild vom Sturm erregt,
Mit weißer Schaumeswelle brandend an's Ufer schlägt;
Es gleicht der Flammen Lodern, die über Dach und Thurm
Mit Feuerzungen fodern den Aufruhr und den Sturm.
Es gleicht der Wetterwolke mit geisterblauem Licht,
Die zu dem bangen Volke in Blitz und Donner spricht.
Heil uns! wenn einst die Quelle strömt in gehaltner Fluth,
Wenn in der tiefen Welle das Bild des Himmels ruht.
Heil! wenn der Flammen Toben zum Strahle sich verklärt,
Zum Lichtgestirn erhoben mit Liebesglanz uns nährt.
Und dreimal Heil der Wolke, die Segen strömt auf's Land,
Sich über'm deutschen Volke als Friedensbogen spannt.

Erinnerung an meinen Vater,

den 1814 verstorbenen ausgezeichneten Arzt und Naturforscher Dr. Philipp Achilles Leisler.

Adel schmückte sein Herz, des Genius Weihe die Stirne,
Und der Wissenschaft Kern kräftigte männlich den Geist.
Und Bescheidenheit flocht und Einfalt die liebliche Krone,
Die den Weisen nur ziert, mächtig die Herzen gewann.
Frühe liebt' ihn Natur, sie schlug seinem forschenden Auge
Freundlich den Schleier zurück, der ihre Wunder verhüllt.

Wie eine Friedensinsel, morgenhelle,
Taucht meine Kindheit aus der dunklen Welle
Vor meinem Auge, das mit Thränen ringt;
Und jene Stimme, die mit heil'gem Beben
Geheimnißvoll durchdringt mein inn'res Leben,
Als fernes Echo von dem Strande klingt.

Des Vaters Stimme ist's! — Seit sie verklungen,
Hat nie ein Ton mein tiefstes Herz durchdrungen
Mit solcher stillen Liebesseligkeit.
Hinüber beug' ich mich, dem Ton zu lauschen,
Doch lauter nur hör' ich die Wogen rauschen —
Der Ton verklingt in der Unendlichkeit.

Und immer banger beug' ich mich hinüber,
Und immer trüber wird's vor mir und trüber,

Die Friedensinsel sinkt in's Meer hinab! —
Ein einz'ger Punkt noch — grün wie die Oase,
Ein Hügel ist's, mit schwankend hohem Grase,
Ein Grab ist's — meines Vaters Grab!

Ein einfach Grab! Kein Stein benennt die Stätte,
Kein Kreuz erhebt sich über'm niedern Bette,
Wo schläft der hohe Liebling der Natur.
Sie hat ihn still an's treue Herz geschlossen,
Und ihrer Hoffnung grüne Halme sprossen
Als ew'ge Schrift auf seinem Hügel nur.

Dies kränkt mich nicht! Wie manchen leeren Namen
Bewahrt die Eitelkeit in goldnen Rahmen,
Der endlich doch mit aller Pracht vergeht;
Doch meines Vaters Name, er wird leben,
So lang' die Adler in den Lüften schweben,
Und das Geschlecht, das er entdeckt, besteht. *)

Er selbst ein Aar! mit kühnem Angesichte
Drang ungeblendet er zum Sonnenlichte,
Bis sich sein Blick umhüllt mit Todesnacht.
Doch die Natur ließ diesen Strahl nicht fallen,
Unsterblich leuchtet er in jenen Hallen,
Wo klar ihm ward der Schöpfung höchste Pracht.

Und ich? — ich weiß es nicht, wie mir geschehen,
Denn mich umsäuselt es wie Heimathwehen,

---

*) Aquila Chrysaetos Leisleri.

Es spielt ein Hauch um meine Wange lind —
Und jene Stimme, die mit heil'gem Beben
Geheimnißvoll durchdringt mein inn'res Leben,
Sie ruft mir zu: — Verzage nicht, mein Kind!

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ploennies, Luise von

Gedichte

Darmstadt 1844

P.o.germ. 1082 qt
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116364-7